Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 16 — Leipzig, den 19. April — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Heilsgewißheit: 1 — Aus dem Leben der ältesten christlichen Gemeinden: 7. Die Liebesthätigkeit; 8. Das Brotbrechen (Schluß) — Zur sittlichen Würdigung der Frauenbewegung — Zeitungspredigten — Evangelische Missionslehre: Zweite Abteilung — Roseggers ausgewählte Schriften: 2. Novellen, Erzählungen, Geschichten — Verschiedenes: Zum Fünften Evangelisch-sozialen Kongreß; Ein böser Irrtum — Anzeigen

Heilsgewißheit

1

Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschiehet durch Gnade. Hebr. 13, 9.

Zu den heißbegehrten Gütern christlichen Lebens gehört die Heilsgewißheit. Die Sehnsucht darnach ist uns evangelischen Christen von Jugend auf in die Seele gelegt. Wir haben es nicht anders gelernt, als daß der unermeßliche Fortschritt, den wir über das mittelalterlich katholische Christentum hinaus gemacht haben, vor allen Dingen in der Möglichkeit liegt, auf dem Wege persönlicher religiöser Erfahrung unsers Heils gewiß zu werden. Diese Möglichkeit ist in der römischen Kirche so gut wie ausgeschlossen, weil die Seelen dort auf unpersönlicherem Wege und unter beständiger Aufsicht den vorgeschriebnen Zielen zugeführt werden. Sie ist aber ebenso ausgeschlossen im Umkreise des modernen Skeptizismus. Was uns von vielen unsrer Zeitgenossen, auch von solchen, deren sittlich ernstes Streben wir sonst in gemeinsamer Arbeit kennen und achten gelernt haben, doch innerlich immer wieder trennt, und wovon wir sagen möchten, daß wir es vor ihnen voraushaben, das ist eine ideale Gewißheit von den wichtigsten, Zeit und Ewigkeit umspannenden Gründen und Zielen unsers persönlichen Lebens, es ist die Gewißheit unsers Heils. In diesem Sinne verstehen wir das Wort: Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde.

Man neigt heute dazu, die innere Festigkeit eines seines Heils gewiß gewordnen Christen hauptsächlich auf dem Gebiete der christlichen Erkenntnis zu suchen. Man stellt sie dem Zweifel gegenüber, der die unsichtbare Welt, die Thatsachen des Glaubens, die Person Christi, und was aus ihr hergeleitet wird, für unsicher und fragwürdig hält oder doch, ihre Wahrheit vorausgesetzt, sich selbst schwankend und ungewiß dazu verhält. An Gründen zu dieser starken Betonung des Erkenntnismäßigen fehlt es nicht. Einmal ist unser überliefertes Christentum so sehr dogmatisch, setzt so viele Reflexionen voraus, man muß dabei so viel in Gedanken haben und in Gedanken zusammenhalten, daß der den Preis zu verdienen scheint, der darin fest geworden ist und „weder Jota noch Hörnchen" von der angeeigneten Lehre opfert. Auf der andern Seite macht uns die fortschreitende wissenschaftliche Forschung, die veränderte Art und Weise, mit der Bibel umzugehen, die sogenannte geschichtliche Auffassung des Lebens Jesu und andres mehr derart zu schaffen, dringt so tief ein in das Heiligtum des Glaubenslebens, fordert so entschieden eine Auseinandersetzung zwischen Zeitlichem und Ewigem in der christlichen Ueberlieferung, daß wiederum der am beneidenswertesten erscheint, der die Fäden aller dieser Erwägungen fest und sicher genug in der Hand hält, um schließlich ein einheitliches Gewebe klarer Erkenntnis daraus zu weben. Aber auch davon abgesehen, wer wollte leugnen, daß es ein hohes und ernstes Ziel ist, des Zweifels in uns und um uns Herr zu werden, gleichsam die roten Tonnen zu verankern, innerhalb deren das Schifflein der Erkenntnis seinen sichern, ebenmäßigen Gang nimmt? Lasset euch nicht umtreiben mit mancherlei und fremden Lehren, so heißt es unmittelbar vor unserm Textwort.

Dennoch geht unser Verlangen weiter. Wir können die Befriedigung des Denkens nicht für das Eigentliche und Beste, jedenfalls nicht für das Erste an der christlichen Heilsgewißheit halten. Ja wir möchten recht dringend davor warnen, daß sie dafür gehalten wird. Es lauern da die schwersten Gefahren für das persönliche Christentum. Luthers Ungerechtigkeit gegen die Schweizer in der Abendmahlslehre ist ein beredter Beweis dafür, wie verhängnisvoll es werden kann, wenn die Heilsgewißheit sich irgend ein Erkenntnisgebiet erwählt, um darauf ihre Triumphe zu feiern. Wir Heutigen erleben vielfach dasselbe. Je entschiedner das Erkennen betont wird, je mehr das Bekennen in den Vordergrund gedrängt wird, desto mehr fleischlicher Eifer, liebloses Aburteilen, geistlicher Hochmut, die wahrlich nicht als gesunde Früchte innerer Heilsgewißheit gelten können. Ueberdies hat alle Erkenntnis es an sich, daß sie immer etwas mehr sagt, als wirklich vorhanden ist, daß sie durch ihre Verallgemeinerungen den Inhalt christlicher Erfahrung etwas anders darstellt, als ihm eigentlich zukäme, ja daß sie keine Bürgschaft dafür giebt, ob ihr überhaupt eine persönliche Erfahrung, etwas von Heilsgewißheit zu Grunde liegt. Es muß wieder einmal mit allem Ernst gesagt werden, daß man ein wohlunterrichteter Christ sein kann, eine Stimme in der Gemeinde haben kann und doch vor Gott als ein solcher dasteht, der fern ist vom Reiche Gottes, ein tönendes Erz, eine klingende Schelle. Wenn ich also meines Heils gewiß werden und diese Gewißheit innerlich erleben möchte, so lechze ich nicht nach Theologie — die ich vielleicht zur Genüge innehabe —, sondern mich verlangt nach einer Bewegung im Gemüt, nach einem Aufschwung in der Empfindung, nach einer Anfassung des Gefühls, nach einem stillen, sanften Sausen in der Welt des Herzens, nach einem Feierton aus dem obern Heiligtum. Wie ist dir zu Mute, wenn du morgens erwachst, und mit dir die Erinnerung des gestrigen Tages, die Aufgabe des heutigen, die Sorge des kommenden aufsteht? Hast du dann eine Freudigkeit im Aufblick zu deinem Gott und Heiland, die durch alle andern Empfindungen hindurchgeht, sie regierend, bezwingend, überwältigend? Denn so etwas muß doch die Heilsgewißheit sein, wenn sie überhaupt etwas ist.

Man wird sagen, in der bloßen Empfindung liege noch zu viel Ungewisses. Sie gleiche der Meereswelle und gehe auf und ab. Gewiß. Wir wollen kein Gefühlschristentum in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes. Wir wollen uns nicht mit Rührungen zufrieden geben. Aber wie, wenn es eine stetige Empfindung gäbe, und wenn diese stetige Empfindung, sei es Freude, Friede oder wie man es nennen will, sich als die eigentlich treibende Kraft unsers innern Lebens erprobte und bewährte? Wie, wenn Gewißheit des Heils nichts andres wäre als im Besitz solcher Kräfte sein und ihre segensreichen Wirkungen erfahren.

Hier in der That und nirgend anders liegt der Schlüssel zu unserm Thema. Das heiße Verlangen nach Heilsgewißheit ist das Verlangen nach lebendigen Kräften, die unserm innern Menschen sich bezeugen und sich als Kräfte der Zuversicht, Geduld, der Erneuerung, des Kampfes und Sieges bewähren. Welche Wege dahin führen, welche Hemmnisse eintreten, welche Grenzen gezogen sind, hat immer den Christen im Kämmerlein als heiligste Angelegenheit beschäftigt. Es ist Recht und Pflicht des evangelischen Christen, darüber Rede und Antwort zu stehn. Die wichtigste Rede und Antwort lautet: „Welches geschiehet durch Gnade.“ Sch

Aus dem Leben der ältesten christlichen Gemeinden

7. Die Liebesthätigkeit

Als Jesus von dem reichen Jüngling, der alle Gebote gehalten zu haben vorgab, gefragt wurde, was er thun solle, um ins Reich Gottes zu kommen, gab er ihm zur Antwort: Eins fehlt dir noch, verkaufe alle deine Habe und gieb sie den Armen. Dieselbe Forderung steht auch in einer der Lukasreden, aber an alle Jünger gerichtet:

Verkaufet eure Habe und gebet sie als Almosen hin. Macht euch Geldbeutel, die nicht alt werden, einen Schatz, der nicht aufhört im Himmel, wo der Dieb nicht hinkommt und die Motte nichts verderben kann.

Bei Matthäus lautet es milder, dort ist nicht die Drangabe alles eignen Besitzes geboten, sondern nur vor dem Schätzesammeln gewarnt. Welches auch immer die Meinung Jesu gewesen sein mag — die alte Gemeinde hat es jedenfalls so ernst und streng genommen, wie nur möglich.

Hier ist aber ein Mißverständnis zu berichtigen, das sich schon sehr frühe eingeschlichen hat. Zu den — ich möchte sagen — berühmtesten Zügen aus dem Leben der Urgemeinde gehört die sogenannte „Gütergemeinschaft“ der Jerusalemischen Gemeinde. Der Kommunismus, wie er hier bestanden haben soll, ist oft zum Muster aufgestellt worden, und auf ihn wird noch heute hingewiesen als auf ein Beispiel, das nachzuahmen sei. Unter Kommunismus verstehen wir das Aufgehen des Privateigentums in Gemeindeeigentum. Nach der Darstellung des Verfassers der Apostelgeschichte scheint ja wirklich solcher Kommunismus bestanden zu haben. Es heißt (4, 32):

Niemand sagte etwas von seiner Habe, daß es sein Eigentum sei, sondern es war ihnen alles gemeinsam. — Sie hatten alles als gemeinsamen Besitz (2, 44).

Das wäre ja durchgeführter Kommunismus. Sehen wir aber etwas genauer zu, so sehen wir, daß nach den Erzählungen, die derselbe Verfasser unmittelbar darauf berichtet, die Sache sich doch etwas anders verhalten haben muß. Schon wenn wir im Folgenden (4, 34) lesen:

Alle, die Besitzer von Aeckern oder Häusern waren, verkauften sie und brachten den Erlös der verkauften Sachen und legten ihn zu den Füßen der Apostel nieder —

so wundern wir uns über dies Verfahren. Wenn wirklich gemeinsamer Besitz eingeführt werden sollte, wie ihn heute die Sozialdemokratie einführen will, so wäre es doch zum mindesten praktischer gewesen, man hätte die Aecker und Häuser der Gemeinde geschenkt und sie den Nutzen daraus ziehen lassen, anstatt dafür eine Summe zu zahlen, die durch die Verwendung zu Almosen nur zu schnell sich wieder zerstreuen mußte. Aber wenn wir weiter lesen, so sehen wir, daß auch keineswegs die Einrichtung allgemein durchgeführt worden ist. Die darauf folgende Geschichte von Ananias und Sapphira zeigt, daß durchaus kein Zwang angewendet wurde. Petrus sagt: „Konntest du dein Feld nicht behalten als dein Eigentum und ebenso nach dem Verkauf frei verfügen über das Deine?“ D. h. mit andren Worten: es bestand **kein** durchgeführter Kommunismus. Wir haben uns vielmehr die Sache so vorzustellen: Es war eine große Kasse gegründet zum Zweck der Wohlthätigkeit und Armenverpflegung. Zu ihr gaben wohlhabende Leute, wie z. B. Barnabas, große Beiträge, unter Umständen ihr ganzes Vermögen. Wir werden uns den Geist der Opferbereitschaft und der innigen Bruderliebe sehr stark vorstellen dürfen. Paulus schreibt einmal (1. Thess. 4, 9): „Ueber die Bruderliebe ist es nicht nötig, euch zu schreiben. Ihr seid von Gott selbst gelehrt, euch unter einander zu lieben.“ Denn als treibendes Motiv kam etwas Besondres hinzu. Diese Menschen lebten ja der festen Ueberzeugung, daß der Herr vor der Thür stehe und das Reich bringen werde. Ihm galt es entgegenzuharren und die Seelen bereit zu machen für das einzig wahre bleibende Gut. Dazu war die Trennung vom irdischen Besitz der erste und entscheidende Schritt. So strömten denn die Gaben herzu, daß man alle Armen der Gemeinde nicht nur unterstützen, sondern sogar täglich zu Tisch speisen konnte (Apostelg. 6, 1). Freilich gehoben wurde die Not dadurch nicht, — im Gegenteil. Da es schließlich keine wohlhabenden Leute mehr gab, so mußten die christlichen Brüder in der Ferne um Hilfe angesprochen werden. Sein Leben lang ist es dem Apostel Paulus Ehrensache gewesen, die arme Jerusalemische Gemeinde durch Sammlungen in seinen Missionsbezirken aufs kräftigste zu unterstützen.

8. Das Brotbrechen

Zum Schluß noch ein Wort von den gemeinsamen Mahlzeiten. Wie wir schon sahen, fanden tägliche Armenspeisungen statt. Wahrscheinlich geschah dies bei den Mahlzeiten, von denen die Apostelgeschichte sagt, daß sie häuserweise vor sich gingen, d. h. wohl in verschiednen, dazu geeigneten Häusern, vielleicht auch, wie in Korinth, in einem großen Versammlungsraum. In diesen Mahlzeiten bethätigte sich aber nicht nur die Mildthätigkeit gegen die Armen, sondern sie waren überhaupt der Ausdruck für die innige, brüderliche Gemeinschaft unter einander, zu der sie durch den Glauben an den einen Herrn verbunden waren. Agapen, Liebesmähler nannte sie eine spätere Zeit. Die Apostelgeschichte (2, 46) sagt: „Sie brachen zu Hause das Brot und genossen ihre Nahrung in Jubel und Einfalt des Herzens, indem sie dabei Gott lobten.“ Der Ausdruck des „Brotbrechens“ zeigt uns, daß es sich hierbei nicht bloß um ein gemeinsames Mahl handelte, obwohl dies natürlich die Veranlassung war; sondern es war eine religiöse Feier damit verbunden. Das Brotbrechen und Gott loben war schon, als Jesus noch lebte, im Jüngerkreise der Brauch gewesen, den Jesus selber als Hausvater übte. Die Emmausjünger erkennen ihn daran, wie er das Brot brach. So waren diese Mahlzeiten eine immer wieder neue Erinnerungsfeier an das, was man in Jesus besessen hatte und noch besaß, bei ihnen wurde man sich bewußt, welcher Segen von ihm über die Gemeinde ausströmte, bei ihnen gedachte man endlich voll Sehnsucht und Freude des einst bevorstehenden Freudenmahles im Reiche Gottes. Wir sehen, daß diese Mahlzeiten sowohl in der Stimmung, wie auch in dem Gedankeninhalt einen andern Charakter trugen als die Abendmahlsfeier, wie sie von Paulus gefeiert worden ist. Er hat im ersten Korintherbrief (Kapitel 11) verlangt, daß eine Christengemeinde ihre Mahlzeit dadurch heiligen und ernst gestalten solle, daß man in Erinnerung an die letzte Nacht des Lebens Jesu und an die Einsetzungsworte den Tod des Herrn verkündige. Aber diese ernste, durch den Gedanken an Tod und Leiden gefärbte Stimmung ist nicht immer vorhanden gewesen. Es gab jedenfalls Kreise, in denen andre Stimmungen hierbei zu Tage traten. Wir haben in der „Apostellehre“ uralte Abendmahlsgebete, Dokumente von unschätzbarem Werte, weil sie uns in diese Stimmungen und in die Gedanken, mit denen diese Gemeinden ihres Zusammenseins froh wurden, deutlich hineinschauen lassen.

Es heißt hier (Kapitel 9):

So sollt ihr Dank sagen: zuerst in Bezug auf den Kelch:
Wir danken Dir, unser Vater, für den heiligen Weinstock Davids, Deines Knechts, den Du uns kund gethan hast durch Jesus, Deinen Knecht.
Dir sei die Ehre in Ewigkeit!
In Bezug auf das gebrochne Brot aber:
Wir danken Dir, unser Vater, für das Leben und die Erkenntnis, die Du uns kund gethan hast durch Jesus, Deinen Knecht.
Dir sei die Ehre in Ewigkeit!
So wie dies gebrochne Brot zerstreut war oben auf den Bergen, und zusammengebracht Eins wurde, so möge zusammengebracht werden Deine Gemeinde von den Enden der Erde in Dein Reich.
Denn Dein ist die Ehre und die Kraft durch
Jesus Christus in Ewigkeit!

Ein andres Gebet lautet:

Wir danken Dir, heiliger Vater, für Deinen heiligen Namen, den Du hast wohnen lassen in unsern Herzen, und für die Erkenntnis und den Glauben und die Unsterblichkeit, die Du uns kund gethan hast durch Jesus, Deinen Knecht.

Dir sei die Ehre in Ewigkeit!

Du, allmächtiger Herrscher, hast das All geschaffen um Deines Namens willen, Speise und Trank hast Du den Menschen zum Genusse gegeben, damit sie Dir danken, uns aber hast Du geschenkt geistliche Speise und Trank und ewiges Leben durch Deinen Knecht. Vor allem danken wir Dir, weil Du mächtig bist.

Dir sei die Ehre in Ewigkeit!

Gedenke, Herr, Deiner Gemeinde, sie zu erretten von allem Bösen und sie zu vollenden in Deiner Liebe und bringe sie zusammen von den vier Winden, die Geheiligte, in Dein Reich, welches Du ihr bereitet hast.

Denn Dein ist die Kraft und die Ehre in Ewigkeit!
Es komme die Gnade, und es vergehe diese Welt!
Hosianna dem Gotte Davids!

In diesen Gebeten finden wir alle jene Stimmungsmomente bei einander, die wir überhaupt in den alten Gemeinden, besonders aber bei ihren Mahlzeiten, erwarten mußten: den Dank für die in und durch Jesus verliehenen Heilsgüter, den Dank für Gottes, des Schöpfers, Gaben überhaupt, die Freude an der eignen Gemeinschaft und die Sehnsucht nach der vollendeten Gemeinschaft im Reiche Gottes. Sie schließen mit dem feierlichen Hinweis auf das nahe Kommen des Herrn. Vom Tode des Herrn insbesondre wird hier nicht geredet.

Wir können nicht dankbar genug sein, daß wir durch die Auffindung dieser alten Schrift in den Stand gesetzt sind, die alten Gemeinden zu beobachten in den feierlichsten und erhabensten Momenten ihres Zusammenlebens. Wunderbar innig, freudig und ernst zugleich muten uns diese Gebete an, frisch wie ein Frühlingsmorgen, und doch auch wieder ganz anders. In dem Gebet, daß diese Welt vergehen und die neue Welt der Gnade an ihre Stelle treten möge, liegt doch auch eine gewisse Weltmüdigkeit und Verzweiflung an der gegenwärtigen Ordnung der Dinge. Es kann mit dieser Welt nicht mehr gut werden, darum mögen, wie es in der Offenbarung Johannis geschildert wird, Erde und Himmel zusammenbrechen, die Sterne herabfallen und die Berge über einander stürzen, und ein neuer Himmel und eine neue Erde kommen.

Ist das auch unsre Stimmung? Auch wir hoffen auf einen neuen Himmel und eine neue Erde. Aber wir wissen nicht, wann sie kommen werden. Einstweilen mögen und dürfen wir an der Welt, wie sie gegenwärtig ist, noch nicht verzweifeln. Es ist noch unendlich viel Gutes zu thun auf dieser Erde, und wir sollen thun, was wir können. Wenn wir auch nur einen ganz kleinen Teil in einen Garten Gottes verwandeln helfen können, so ist es unsre Pflicht, zuzugreifen. An Stelle der Weltflüchtigkeit des Urchristentums ist bei uns eine gewisse Weltfreudigkeit getreten. Gott hat uns andre Aufgaben zugewiesen als dem Urchristentum. Die Welt erobern und gewinnen konnte nur eine Schar von Gläubigen, die mit der That bewies, daß sie bereit war, die ganze Welt hinzugeben um des Reiches Gottes willen. Erobert ist jetzt diese Welt zum großen Teil, aber nur äußerlich; wir sollen das Werk der Urgemeinde fortsetzen, indem wir die Welt nun auch im einzelnen durchdringen mit dem Geiste des Evangeliums und der Kraft der Liebe. Darum heißt unsre Losung: Nicht Weltverneinung, sondern Weltverklärung! J W-G

Zur sittlichen Würdigung der Frauenbewegung

Bei der letzten Volkszählung vom 1. Dezember 1890 gab es im deutschen Reiche 10819526 Personen weiblichen Geschlechts im Alter von achtzehn bis fünfzig Jahren, also innerhalb der Altersgrenzen, die im allgemeinen bei Frauen für die Verehelichung in Betracht kommen. Von diesen waren 6348405, d. h. 58,67 Prozent, verheiratet, die übrigen, also 41,33 Prozent, ledig, verwitwet oder geschieden. Aus diesen 41,33 Prozent der Unverheirateten werden 51,55 Prozent, wenn wir die anfangende Altersgrenze bei der gesetzlichen Ehemündigkeit, mit

vollendetem sechzehnten Jahre, annehmen.*) Und auch in der günstigsten einzelnen Altersklasse (fünfunddreißig bis vierzig Jahre) sind noch 19,36 Prozent aller Personen weiblichen Geschlechts unverheiratet.

Nun ist es eine, freilich nicht zahlenmäßig zu belegende, aber allgemein bekannte und vor aller Augen offen liegende Thatsache, daß in den sozial ungünstiger gestellten Volkskreisen die Verheiratung der Mädchen ungleich häufiger ist als im gebildeten Mittelstande. Sind von allen heiratsfähigen Personen weiblichen Geschlechts mehr als 40 Prozent unverehelicht, so sind es gewiß mindestens 60 Prozent in diesem letztern Gesellschaftskreise.

Das ist die mit jedem Jahre wachsende Notlage, aus der die Frauenfrage entsprungen ist. Früher waren die Ehen häufiger; überdies fand der geringe Bruchteil weiblicher Bevölkerung, der über die männliche hinausgeht, früher leichter im Hause Beschäftigung als gegenwärtig, wo infolge der Arbeitsteilung und der Gütererzeugung durch die Maschine viele damals im Hause unentbehrliche Hilfskräfte überflüssig geworden sind.

Was wird aus den nun müßig stehenden Jungfrauen? Ihnen sagen: heiratet! wäre Gedankenlosigkeit und Frivolität; sie in dienende Stellungen im Hause verweisen, während das Haus immer mehr das Bestreben hat, überflüssige Kräfte abzustoßen, wäre nicht minder unüberlegt und leichtfertig.

Sorgsame Eltern werden zunächst darauf bedacht sein, durch Sparsamkeit ihren Töchtern ein Kapital zu erwerben, das ihnen ihren Unterhalt gewährleisten könnte. Aber ist das in ausreichendem Maße möglich? Um einer Tochter von ihrem zwanzigsten Jahre an die doch gewiß bescheidne und zum vollen Lebensunterhalt einer gebildeten Dame schwerlich ausreichende Rente von täglich zwei Mark zu sichern, müßte ein dreißigjähriger Vater, der bei der Geburt der Tochter in eine Lebensversicherung eintritt, jährlich fast siebenhundert Mark an Prämie zahlen. Was soll da etwa ein Pfarrer machen, der achtzehnhundert bis zweitausendvierhundert Mark Gehalt hat, wenn er für die spätere Versorgung von drei Töchtern jährlich fast zweitausendeinhundert Mark aufbringen müßte?

Aber gesetzt auch, es gelänge, für den Lebensunterhalt genügend zu sorgen — brauchen wir nicht mehr als diesen: ist es nicht der Lebensinhalt in der Erfüllung von Pflichten, was das Leben erst lebenswert macht? Den Ehefrauen ist ihr Beruf in der Ehe gegeben; aber was vermag der Unverheirateten, der der Wirkungskreis in eignem oder in verwandtem Hause fehlt, einen Beruf zu verschaffen?

Die Antwort, die darauf im praktischen Leben gegeben wird, ist eine doppelte: Männerjagd und Frauenerwerb.

Im erstern Falle wird die Ehe als der allein zulässige Frauenberuf angesehen. An Frauenerwerb wird überhaupt nicht gedacht, weil durch den Bann gewohnter Vorstellungen der ganze Gedankenkreis beherrscht wird und man sich eine Frau nun einmal nur als Ehefrau und Mutter vorstellen kann; dies dürfte in den Kleinstädten die Regel sein. Oder aber, wenn man von Frauenerwerb gehört hat, so verwirft man ihn als unweiblich; mit Frauenemanzipation, mit Blaustrümpfen will man nichts zu thun haben. Es müssen also alle erdenklichen Mittel versucht werden, um eine Verheiratung zu ermöglichen. So sind wir allmählich zu dem entwürdigenden Menschenhandel der Heiratsgesuche gekommen, so zu der Vergiftung unsers gesellschaftlichen Lebens, die einen harmlosen Familienverkehr unverheirateter junger Männer vernichtet hat.

Darunter leiden zunächst die jungen Mädchen, für die in dieser Weise der Mann gesucht wird, oder die ihn selbst so suchen. Sie leiden nicht bloß psychisch, sondern erfahren an ihrem sittlichen Charakter eine Einbuße. Wie kann man eine sittliche Persönlichkeit bleiben, wenn man sich selbst als Ware behandelt? Und nicht minder leiden darunter die Männer, denen die Achtung vor dem weiblichen Geschlechte immer mehr schwindet und damit ein starker Hort edler Sitte verloren geht. Schlimm auch für

*) Die Nachweise über den Familienstand der Bevölkerung liegen allerdings nur nach mehrjährigen Altersklassen vor; daher ist in obigem Prozentsatz das Alter von fünfzehn (nicht sechzehn) bis fünfzig Jahren angegeben. In Wirklichkeit würde die Ziffer etwas geringer ausfallen.

die Eltern junger Mädchen, die auf diese Weise mit ihrem Besten, ihren Kindern, in den Konkurrenzkampf eintreten.

Es kann gar nicht bezweifelt werden, daß die Männerjagd aller Art den schwersten sittlichen Bedenken unterliegt. Als sittlicher, nicht bloß als natürlicher Notstand ist sie anzusehen, darum wird sie auch nach Möglichkeit bemäntelt, jedoch nur mit dem Erfolge, daß schließlich junge Männer — und dies nur um so mehr, je zweifelhafterer Natur sie sind — sich als die berufnen Beglücker des weiblichen Geschlechts turmhoch darüber erhaben dünken.

Wie kommt unsre Gesellschaft aus dieser Notlage heraus? Gewiß, zahllose junge Mädchen sind weit davon entfernt, sich an solche Männerjagd zu beteiligen, an sie auch nur zu denken. Sie warten still, aber doch hoffend, daß der rechte Mann zu rechter Stunde sie finden werde. Aber wenn diese Hoffnung nun doch trügt? Und wie viele werden betrogen! Die Statistik spricht eine grausam deutliche Sprache; von zehn jungen Mädchen haben darnach nur vier die Aussicht auf dauernde eheliche Versorgung.

Es bleibt gar kein andrer Weg übrig, als daß auch für das weibliche Geschlecht wie für das männliche Beruf und Ehe nicht zusammenfallen, daß auch jedes Weib seinen eignen Beruf hat, so lange ihm nicht in der Ehe Verehelichung und Beruf in einem geboten wird. Wollen wir nicht Männerjagd, wollen wir nicht konsequent weiterschreitend Polygamie, und wollen und können wir die unverheirateten Männer nicht zur Ehe zwingen, so müssen wir Frauenerwerb wollen.

Es sind zunächst beruflos dastehende Frauen selber gewesen, die diesen Weg beschritten haben. In einer Reihe von Erwerbszweigen, den weniger einträglichen, hat man sie gewähren lassen; selten, daß ein Mann z. B. einer Wäscherin Konkurrenz macht. Aber die Verallgemeinerung selbständigen Frauenerwerbs fürchtet und bekämpft man. Und so entfacht die Frauenbewegung einen immer lebhaftern Streit.

Wie ist die Frauenbewegung sittlich zu würdigen? Das ist für uns die entscheidende Frage.

Der Notstand ist nicht zu leugnen; wer die Augen aufthut, muß ihn sehen. Wollen sie nicht selbst erwerben, so bleibt für zahllose Frauen nur die Wahl zwischen ehelicher Versorgung, Versorgung durch die Angehörigen oder Hungern und Verhungern. So treibt die Not zum Frauenerwerb. Aber gesegnet diese Not! Sie ist wie so oft in der Weltgeschichte der wirksamste Hebel zu sittlicher Weiterentwicklung.

Arbeit ist es, was den Menschen ehrt. Sie ist gleichzeitig Pflicht und Recht des Menschen. Und auch das Weib ist ein Mensch. Darum muß und darum darf es arbeiten.

So lange das Haus den Verheirateten wie den Unverheirateten Arbeit bot, hatten die Frauen im Hause ihren Beruf, einen Beruf, der sie nährte, und der sie befriedigte. Jetzt aber, wo das Haus diesen Beruf nicht mehr allen aufthut, ist es nicht nur Recht, sondern Pflicht der sonst müßig Stehenden, daß sie sich ihren Beruf draußen schaffen, um zu arbeiten und zu leben, wo und wie sie arbeiten und leben können.

Aber, heißt es, das ist unweiblich. Gilt jedoch das Dichterwort noch:

> Willst du erfahren, was sich ziemt,
> So frage nur bei edlen Frauen an —

so haben wir das Urteil darüber, was weiblich ist und was nicht, den edlen Frauen selbst zu überlassen. Ist die Arbeit der Tagelöhnerinnen, der Wäscherinnen, der Plätterinnen, Schneiderinnen, und wie sie alle heißen, ist die Diakonie nicht unweiblich, warum soll es Denk- und Schreibarbeit, warum kaufmännische Thätigkeit, warum ärztliche Hilfeleistung sein?

Wenigstens gelehrte Arbeit, sagt man, geht über die geistigen Fähigkeiten des Weibes hinaus, und es ist nicht bloß unvernünftig, sondern auch unsittlich, über die gottgeordneten Naturschranken hinaus zu wollen. Gewiß, über unsre Natur hinaus können und sollen wir nicht. Aber keine Erfahrung zeigt uns irgendwie feste Grenzen zwischen der geistigen Veranlagung des Weibes und der des Mannes, und kein Schriftwort schließt das Weib von irgend etwas aus, als ob es dem Manne allein zukäme; nur auf die herrschende Sitte nimmt 1. Kor. 14, 34 f. die erforderliche Rücksicht. Sitten müssen geachtet und geschont werden, aber das hindert nicht, daß man sie allmählich von innen heraus umbildet; denn die Sitte ist nicht Sittlichkeit, wenngleich deren Form. Es würde Verwirrung geben, und darum wäre es unsittlich, wenn wir ohne weiteres amerikanische Zustände bei uns einführen wollten. Aber wird es jemand im Ernst als an sich unsittlich bezeichnen wollen, daß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nach dem letzten Zensus 110 weibliche Advokaten, 165 weibliche Geistliche, 320 Schriftstellerinnen, 580 Journalistinnen, 2061 Künstlerinnen, 2136 weibliche Architekten, 2106 Viehzüchterinnen, 46800 weibliche Farmer und Pflanzer, 2438 Aerztinnen und weibliche Wundärzte, 14463 Besitzerinnen selbständiger kaufmännischer Geschäfte, 13182 Musiklehrerinnen, 155000 Schullehrerinnen wirken?

Aber das giebt ja eine ungeheure Konkurrenz, wird man sagen. Es ist schon jetzt schwer, für unsre Männer einen selbständigen Erwerb zu schaffen; wie soll es erst werden, wenn noch die Frauen mit in Wettbewerb treten? Auch hier betonen wir wieder die sittliche Seite der Sache. Ob eine ungehinderte Konkurrenz sittlich berechtigt ist oder nicht, darf billig gefragt werden. Aber ist die Konkurrenz überhaupt erlaubt, dann muß jedem darin einzutreten verstattet sein, der dazu technisch und wirtschaftlich ausgerüstet ist. Die Frauen als solche von vornherein vom Wettbewerb ausschließen, hieße sie zu Menschen zweiter Klasse machen. Sind sie das? Nach Schopenhauer und Nietzsche vielleicht, aber nicht nach dem Evangelium (Gal. 3, 28). Und wird durch den Frauenerwerb die Konkurrenz auch verschärft, so wird auf der andern Seite dadurch den mittlern Ständen die Eheschließung wieder erleichtert. Arbeitsleute verheiraten sich bekanntlich meistens jung und leicht, denn die Frau hört durch die Verheiratung nicht auf, dem Manne verdienen zu helfen, und die Kinder, gleichgiltig ob Mädchen oder Knaben, werden bald ebenfalls selbständig. In unsern mittlern Ständen dagegen ist wohl das schwerwiegendste Ehehindernis die Erwägung, daß der Mann allein die Familie erhalten muß, und daß, um Töchter standesgemäß für ihr Leben auszustatten, Kapitale erforderlich sind, die zu erwerben nur die wenigsten Aussicht haben. Werden aber auch die Töchter wirtschaftlich so selbständig wie die Söhne, so werden die Eltern aufhören, über die Geburt von Töchtern laut oder still zu seufzen, und die Töchter werden aufhören, zu beklagen, daß sie nicht Knaben sind, und die Männer, die bisher bezweifeln, daß sie eine Familie ernähren können, werden berechnen, daß aus der Konkurrentin eine Gehilfin werden kann. Endlich die Frau selber wird, ehe sie zur Ehe schreitet, auch ohne Ehe einen Beruf haben, der sie nährt und befriedigt; es werden idealere Beweggründe sein, als so oft jetzt, die sie der Ehe zuführen.

Ueberhaupt wird die selbständige wirtschaftliche Stellung der Frau ihr auch sozial den verloren gegangnen tiefeingreifenden Einfluß wiedergeben, den sie im sittlichen Interesse der Gesamtheit bedarf.

Täuschen wir uns doch darüber nicht, wie viel der männlichen Jugend an sittlichem Halt dadurch fehlt, daß sie den Umgang mit edeln Frauen im allgemeinen entbehren muß. Daß Frauen studiren dürfen, mit jungen Männern zusammen in ernster Arbeit stehen dürfen, ist nicht bloß eine Frauen-, sondern vielleicht noch mehr eine Männerfrage. Studirte junge Leute unterschätzen gegenwärtig wohl durchgängig unsre jungen Mädchen, die sie nur im Ballstaat und im leichten Gesellschaftsgespräch kennen lernen und darnach beurteilen. Wie würde das von vornherein anders, wie für das ganze Leben oft entscheidend anders werden, wenn sie mit jenen in gemeinsamer Arbeit sich begegnen und messen dürften, mit jenen, die sich nicht weggeworfen haben, wie die weiblichen Personen, mit denen mancher Student allein Gelegenheit hat zusammenzukommen.

In kirchlichen Kreisen wird jetzt vielfach die Frage erwogen, wie eine Weiterbildung der Gemeindediakonie sich ermöglichen lasse. Wie Glauben und Liebe zusammengehört und eins nicht sein kann ohne das andre, so muß auch die organisirte Glaubensgemeinschaft, die Kirche, zugleich organisirte Liebesgemeinschaft sein. In jede Gemeinde gehört also wie ein Pfarramt, so auch ein Amt für geordnete Liebesthätigkeit. Wo Pfarrer, Pfarr-

frauen, Gemeindeälteste und andre vorhandne Gemeindebeamte diese Diakonie nicht zugleich mit übernehmen können — und das wird sehr häufig der Fall sein —, bedarf man eigne Beamte für die Gemeindediakonie. Daß dies Gemeindediakonissen sein müssen, kann nach der geschichtlichen Entwicklung des Diakonissenwesens kein Zweifel sein. Aber ebenso unzweifelhaft ist es auch, daß die Diakonissenhäuser die genügende Anzahl genügend tüchtiger Gemeindediakonissen niemals werden stellen können. Ihre eigentümliche Gesellschaftsverfassung hält gerade den gebildeten Mittelstand, auf den man für Gemeindediakonissen besonders rechnen müßte, im großen und ganzen fern. Ob aber selbständige Gemeindediakonissen, wie andre Beamte selbständig vorgebildet und ohne Anlehnung an ein Mutterhaus von den Kirchgemeinden frei angestellt, sich helfen werden, diese Lebensfrage für die allgemeine Durchführung der Gemeindediakonie hängt wesentlich ab von dem Fortschritte der Frauenbewegung mit ihrem Dringen auf selbständigen Beruf der unverheirateten Frauen und solide Fach- und allgemeine Bildung. So hat auch die Kirche ein lebendiges eignes Interesse daran, daß die Frauenbewegung mit ihren berechtigten Bestrebungen sauerteigartig immer weitere Kreise der Frauenwelt durchdringe.

Das Zusammentreffen der Bedürfnisse der verschiedenartigsten Volkskreise in der Forderung eines selbständigen Frauenberufs für die unverheiratet bleibenden Frauen giebt die Gewähr der endlichen Erfüllung dieser Forderung. Aber die Gewähr für die Dauer dieses Sieges liegt allein in dem sittlichen Werte dessen, was hier erstrebt wird. Denn gemeinnützige Arbeit in dienender Liebe ist es, was den Menschen adelt, auch die Frau, mag sie verheiratet sein oder in andern Berufen wirken. Das ist der entscheidende Gesichtspunkt für die sittliche Würdigung der Frauenbewegung. F Z

Zeitungspredigten

Unter dem Titel „Sonntagserinnerungen. Kurze Zeitungspredigten" hat ein Geistlicher, namens Armknecht, in Linden bei Hannover Betrachtungen über die epistolischen Perikopen, die sämtlich in einem politischen Lokalblatt, der Lindener Zeitung, erschienen, zusammengestellt und herausgegeben (Gotha, Schlößmann, 1894, 1,20 Mk.) Der Gedanke, der hier verwirklicht wurde, ist ohne Zweifel ernster Beachtung wert. Es ist bekannt, daß englische und namentlich amerikanische Zeitungen in jeder Sonntagsnummer eine religiöse Betrachtung bringen. Einige drucken im voraus eine ganze Predigt ab, die am Sonntag Morgen oder Abend von einem berühmten Prediger erst gehalten wird. Andre bringen in der ersten Wochennummer ein sehr genaues Referat nach stenographischer Niederschrift über die Sonntagspredigt eines beliebten Geistlichen. Spurgeons Predigten wurden bei bedeutendern Gelegenheiten sehr ausgedehnt an Newyorker Zeitungen telegraphirt, weil diese Wert darauf legten, in der ersten Wochennummer ihren Lesern die bestimmte Predigt mitteilen zu können. Bei uns findet man Berichte über Predigten in politischen Zeitungen nirgends, selten in einigen Blättern religiöse Betrachtungen. Zu den großen christlichen Festen werden wohl hie und da besondre Leitartikel gebracht. In der Regel berühren diese nur die weltliche Seite des Festes, oder sie erzählen von seinen Gebräuchen und Sitten, wie sie sich geschichtlich gebildet haben. Dagegen vermeiden die meisten Tagesblätter geradezu ängstlich den religiösen oder gar kirchlichen Anklang. Man hat in den letzten Dezennien viel gethan, um solchen, die sich dem Kirchenbesuche gänzlich entzogen haben, oder die durch ihren Beruf verhindert sind, sich an dem gottesdienstlichen Leben der christlichen Gemeinde zu beteiligen, das ewige Lebenswort irgendwie wieder nahezubringen. Mit der Predigtverteilung auf den Straßen oder in den Herbergen erreicht man ohne Zweifel, daß mancher, der seit langen Jahren keine kirchliche Heilsverkündigung gehört hat, doch bei Lesung der dargereichten Predigt einen Eindruck empfängt, der möglicherweise später eine Frucht des Segens ausreifen kann. Aber — es läßt sich nicht leugnen — die Art des Vorgehens kann der Natur der Sache nach kaum anders sein als willkürlich und zufällig. Das unterliegt keinem Zweifel, daß wir in Deutschland die Presse noch immer viel zu wenig für die Sache des Reiches Gottes gebrauchen. Aber man sagt, von den politischen Zeitungen ist gerade in dieser Hinsicht nichts zu erlangen. Die Gewohnheit, die sich bei uns anders als in andern Ländern gebildet hat, und die konfessionellen Zustände, die bei uns herrschen, — durch beides haben sich die Schwierigkeiten, auch in den politischen Zeitungen einen Platz für das religiöse und kirchliche Interesse zu erobern, aufs äußerste gesteigert. Abgesehen davon, daß sich viele Zeitungen in Händen befinden, die jede religiöse Anteilnahme prinzipiell zurückweisen, ja die geradezu für die materialistische Weltanschauung eintreten, auch da, wo dies nicht der Fall ist, fürchtet man durch irgend eine kirchliche Parteistellung einen Teil der Leser zu verlieren. Die meisten politischen Zeitungen haben einen interkonfessionellen Leserkreis. Das ist in vielen Landesteilen Deutschlands kaum anders möglich, da sich die Konfessionen immer mehr mischen. Weder in Nordamerika noch in England sind diese Zustände den unsrigen ganz konform.

Die Schwierigkeiten mögen groß sein; allein es fragt sich doch, ob sie nicht nach mancher Seite hin zu überwinden sind. Daß unser Zeitungswesen der Reform bedarf, und daß es längst nicht die berechtigten Anforderungen, die heutzutage erhoben werden müssen, erfüllt, wird ziemlich allgemein zugestanden. Es ist zu hoffen, daß seine Weiterentwicklung manches bessern wird, was uns gegenwärtig mit Recht unerträglich erscheint. Vielleicht aber würde selbst unter den jetzigen mißlichen Zuständen doch hie und da der Versuch, einen religiösen oder kirchlichen Einfluß in einer politischen Zeitung zu gewinnen, glücken, wenn man ihn mit Ernst unternähme. Daß es möglich ist, zeigt uns jener evangeliche Geistliche in Hannover. Er gewann den Redakteur der oben genannten Zeitung, der ihm bereitwillig sein Blatt für eine kurze Zusammenfassung der Sonntagspredigt zur Verfügung stellte. Was infolge davon Pastor Armknecht sonntäglich lieferte, war nicht der Wortlaut der von ihm gehaltenen Kanzelpredigt, noch weniger ein Predigtentwurf, sondern der Hauptinhalt dessen, was er in der Predigt seiner Gemeinde geboten hatte, wurde von ihm für die Zeitungsleser anziehend und praktisch zusammengestellt. Pastor Armknecht ist der Meinung, daß dieser Modus für eine Zeitung überhaupt der richtige sei. Nicht alles, was im Heiligtum des Hauses Gottes gesagt werden könne und müsse, eigne sich für den Vorhof der Presse. Andrerseits solle man auch im Vorhof die Nähe des Heiligtums spüren und das Verlangen empfinden, ins Heiligtum einzudringen. Uebrigens ist es bekanntlich leichter, mit vielen Worten als mit wenigen zu predigen. Indem der Verfasser seine Zeitungsveröffentlichungen jetzt noch in Buchform darbietet, wünscht er Anregung dazu zu geben, daß mehr als bisher der von ihm eingeschlagne Weg beschritten werde.

Der Erfolg hat bewiesen, daß das, was er lieferte, freudig aufgenommen ward. Der größte Teil des Zeitungspublikums las die kernige Predigtzusammenfassung gern. Es zeigte sich hier wieder einmal — wenn auch nur in einem beschränkten Kreise —, daß unser Volk für das religiöse Wort nicht unempfänglich ist. Der Deutsche müßte erst aufhören, Deutscher zu sein, ehe ihm das tiefe und ernste Gemüt mit seiner Empfänglichkeit für religiöse Wahrheit versagen sollte. Die Entfremdung von der Kirche existirt in weitesten Kreisen; aber die Gründe, die sie herbeigeführt haben, sind mannigfach; es ist in längst nicht allen Fällen bewußte Feindschaft gegen die Kirche oder Haß gegen die christliche Wahrheit. Die Not der Zeit hat viele so umstrickt, daß sie kaum mehr wissen, was in den Gottesdiensten der christlichen Gemeinde verhandelt wird. Es ist ein wirklicher Gewinn, wenn die Sonntagsnummer der Zeitung, die von Hoch und Niedrig, von Alt und Jung gelesen wird, auch ein Wort vom Brot des ewigen Lebens enthält. Wir möchten wünschen, daß der Versuch dazu von berufner geistlicher Seite mehr gemacht würde, als es bisher geschehen ist. Uns dünkt, daß, wenn er nur hie und da gelingt, daraus der mannigfachste Gewinn sich ergeben könnte.

Vielleicht würde dadurch eine mehr volkstümliche Predigtweise gefördert, die unsrer Zeit ganz gewiß not thut. Es kann

nicht geleugnet werden, daß die deutsche Kanzelpredigt fast durchgängig noch ihre besondre und abgesonderte Denk- und Sprechweise hat. Wir haben populäre Prediger, die populär reden; aber selbst bei ihnen ist das religiöse Lebensgebiet — daß ich mich so ausdrücke — ein von dem weltlichen, bürgerlichen und nationalen Lebensgebiete ziemlich streng abgeschlossenes Feld. Es macht immer wieder den Eindruck, als stehe der christliche Prediger dem gewöhnlichen und geschäftlichen Leben der Menschen doch recht fern, als sei die Religion doch ein Gebiet, das da eigentlich nichts zu thun habe. Man lese Predigten der gegenwärtigen berühmten englischen oder amerikanischen Geistlichen, wie ganz anders muten sie uns in dieser Hinsicht an! Da werden öffentliche Fragen nach christlichem Maßstabe besprochen und beurteilt. Alles, was die Menschen in bürgerlichen, staatlichen und nationalen Angelegenheiten bewegt, wird in den Kreis der Predigtbetrachtung hineingezogen. Man sagt sich, daß eine solche öffentliche Verkündigung das Recht hat, auch in den Zeitungen, die das gesamte öffentliche Leben berücksichtigen, gehört zu werden. Bei uns ist es noch das Erbe jener Zeit, wo wir kein Vaterland hatten, wo Deutschland mehr oder weniger ein „politischer Begriff“ war, wo ein bedeutendes öffentliches Leben gar nicht existirte, daß unsre Predigten aus dem engsten Kreise des Familienlebens und des religiösen Einzelbedürfnisses kaum heraustreten. Es liegt eine Berechtigung darin, daß man bei diesem Stande der Dinge es geradezu unangenehm empfindet, wenn eine Zeitung auf religiöses Bedürfnis Rücksicht nehmen wollte. Eine derartige Beurteilung findet sich noch immer oftmals bei den edelsten religiösen Charakteren. Es scheint uns, daß in dem Augenblicke, wo unser Volksleben von den Kinderkrankheiten, die ihm noch anhaften, genesen würde, wo große und hohe Gesichtspunkte die Oeffentlichkeit beherrschen würden, auch die christliche Predigtverkündigung das öffentliche Leben berühren und durchdringen müßte. Wie von selbst ergäbe es sich dann, daß sie auch in den Organen der Oeffentlichkeit ihren Platz fände. Doch das ist noch Gegenstand der Zukunftshoffnung.

Noch auf etwas andres möchten wir aufmerksam machen. Wir kranken an konfessioneller Engherzigkeit und an exklusivem Parteiwesen. Die eine Partei will die andre verdrängen, man bestreitet sich das Existenzrecht. Es werden sogar Stimmen laut, die von Scheidung reden. Dieser Eifer ist nicht aus Gott, sondern aus dem Irrtum des natürlichen Menschen. Wir können der berechtigten Mannigfaltigkeit in der evangelischen Kirche die Thür nicht weit genug machen. Selbst die Parteien, die sich heute in der evangelischen Kirche aufs bitterste bekämpfen, stehen auf einem gemeinsamen evangelischen Boden. Man messe nur nicht mit dem dogmatischen Maßstabe, am wenigsten mit dem, der einer längst vergangnen Zeit angehört; man messe mit dem Maßstabe des religiösen Glaubens und der christlichen Liebeskraft! Sobald sich die evangelische Predigt mehr in das öffentliche Leben hineinbegiebt, werden die dogmatischen Maßstäbe mehr und mehr zur Seite gelegt werden. Der frische Pulsschlag des gegenwärtigen Lebens wird sich mit Macht geltend machen. Konfessioneller Zank ist unsrer Zeit unerträglich, mit Recht, weil nichts dabei herauskommt. Keine Kirche siegt durch Dialektik, sondern nur durch die Kraft des ethischen Lebens, der Liebe, mit der sie ihren göttlichen Inhalt offenbart. Man muß oftmals darüber staunen, mit welcher Leidenschaft dogmatische Differenzen, die höchstens für Konventikel von Wichtigkeit sind, verfochten werden, während es sich doch in der gegenwärtigen Entwicklung in der That vielfach um das Fundament der christlichen Religion handelt. Es wäre ein Gewinn, ein bedeutender Gewinn, wenn der Kampf der Dogmatik sich auf andre Gebiete zurückzöge, wenn aber in der Oeffentlichkeit sich alle die Hand reichten, die in der Geltung des Evangeliums Jesu das Heil, wie jeder, so auch dieser Zeit sehen.

Kehren wir zu unserm Büchlein zurück, das wir der Beachtung weiterer Kreise empfehlen möchten. Was es bietet, ist ein Versuch, in dem gewiß manches Beachtenswerte vorhanden ist. Doch ists wohl nicht zweifelhaft, daß wir alle noch viel lernen müssen, wenn wir den vom Verfasser empfohlnen Weg gehen wollen. Auch er muß noch mehr in das Denken und

Sprechen unsrer Zeit, in ihr Bedürfen und ihr Empfinden eingehen, er muß noch viel mehr von dem Schaffen und Wirken der gegenwärtigen Menschen aus die Ueberleitung zu den sittlichen Aufgaben und zu den religiösen Idealen finden, als er es thut. Der Verfasser nehme es nicht übel, wenn wir sagen: er muß auch tiefer graben, wenn er gerecht sein will. Wir gehen dem Pfingstfest entgegen; nehmen wir die Pfingstbetrachtung, die mit den Worten beginnt und schließt: „Was hat die Kirche den Leuten gethan, daß sie von Tausenden verachtet und verlassen wird?“ Es wird viel Schönes und Großes von der „Kirche“ gesagt, dem gegenüber es schier unbegreiflich wäre, wie sich ein so großer Abfall in unsrer Zeit hat vollziehen können. Aber alle geschichtlichen Erscheinungen haben ihre Ursachen, die Schuld pflegt nie lediglich auf einer Seite zu liegen. Wir glauben, daß Zeitungsbetrachtungen zu Pfingsten doch einen andern Ton einschlagen, daß sie gerechter, tiefer und wahrer sein müssen.

Tn

Evangelische Missionslehre

D. Warneck, Evangelische Missionslehre. Ein missionstheoretischer Versuch. Gotha, Perthes. Zweite Abteilung: Die Organe der Sendung. 1893. 4 Mk.*)

Die evangelische Kirche Deutschlands hat alle Ursache, das Erscheinen des zweiten Bandes von D. Warnecks evangelischer Missionslehre mit freudigem Dank zu begrüßen, denn eine systematische und vollständige Darstellung dieser Lehre wurde bisher nur allzusehr vermißt. Behandelt ist dieser Stoff bisher nur bruchstückweise, in Monographien hervorragender Missionsmänner und in Zeitschriften und Berichten von Konferenzen, sodaß auch Berufsarbeiter der äußern Mission meist nur gelegentlich die Besprechung eines oder des andern Themas zu Gesicht bekamen. Daß dadurch der bei vielen dieser verdienten Männer oft besonders stark ausgeprägte Subjektivismus gefördert wurde, liegt auf der Hand. Bei dem weitern Kreise der Missionsfreunde aber fand sich häufig eine überraschende Unsicherheit in Bezug auf Prinzipienfragen, die das Werk betrafen, während fernerstehende Leute so wenig über die Natur des evangelischen Missionswerkes unterrichtet waren, daß sie sich nur zu geneigt zeigten, Fabeln und albernen Verleumdungen der Sache ohne weiteres Glauben zu schenken.

Ihnen allen bietet sich die Missionslehre als Wegweiser und Quelle der Belehrung an. Die sachkundige Behandlung dieses Stoffes that not, war zeitgemäß. Die deutsche Mission ist den Kinderschuhen entwachsen. Die Gesellschaften sind größer und leistungsfähiger geworden, die Arbeitsgebiete haben mit den Arbeitskräften sich gemehrt und ausgedehnt. Da kommt unendlich viel auf weise und sachgemäße Fortführung des Werkes an, wenn nicht unerwartete Rückschläge eintreten sollen. Die Zeit des gemütlichen Experimentirens sollte vorüber sein. Auf der sichern Grundlage fester Prinzipien und mit Festhalten klarer Gesichtspunkte muß ruhig und stetig weiter gearbeitet werden. Und darin sehen wir die Bedeutung des Buches von D. Warneck, daß es ernstem Wollen und Forschen in diesem Stück ein treuer, zuverlässiger Führer ist.

Denn wenn auch die Gründlichkeit selbständiger wissenschaftlicher Forschung überall in der theologischen Begründung der aufgestellten Sätze zur Geltung kommt, so ist der Verfasser doch weit davon entfernt, uns in seinem Buche nur das theoretische Resultat heilsgeschichtlicher Spekulationen zu bieten. Gerade dieser zweite Teil seiner Missionslehre beschäftigt sich vorwiegend mit den bedeutsamsten praktischen Fragen, und diese Fragen beleuchtet er stets auf Grund der bei der Arbeit gemachten, besonders auf Grund der von der deutschen Mission gemachten Erfahrungen, die so reich und übereinstimmend sind, deren Sichtung und Verwertung deshalb so lohnend ist, wie Fernerstehende es gar nicht ahnen. Solche Arbeit leisten, solch ein Fazit ziehen aus der Entwicklung der evangelischen Mission konnte nur ein Mann, der in diesem Werk und in dem Kreise seiner Träger mitten inne steht, wie dies bei D. Warneck ja in ganz besondrer Weise der

*) Vergl. den Artikel über Band 1 aus andrer Feder in voriger Nummer.

D H

Fall ist. Soweit unsre Kenntnis reicht, werden die Ausführungen des Verfassers in ihrer überwiegenden Mehrzahl bei den Nächstbeteiligten Zustimmung und Beifall finden. Wenn Widerspruch gegen Einzelheiten erhoben werden sollte, wird dies zur Klärung und weitern Vertiefung der Anschauungen führen, und wir hoffen, daß die Einigkeit im Geist, die erfreulicherweise zwischen den deutschen Missionsgesellschaften besteht, und die, wenn wir uns nicht täuschen, im Zunehmen begriffen ist, durch diese Missionslehre sichtlich gekräftigt werden wird.

Das Buch zerfällt in zwei Abschnitte. Im ersten werden die „Sendenden," im zweiten die „Gesandten" behandelt. Zunächst beschäftigt sich der erste Abschnitt mit „der geordneten Sendungsveranstaltung." Auf Grund des Missionsbefehls, der Berufung des Paulus und des Apostelkonzils wird gezeigt, wie die Heidenmission bereits in der apostolischen Zeit als freie Liebesthätigkeit kirchenrechtlichen Boden erhalten hat, und wie damals schon „berufsmäßige" Missionare auftreten, die nicht zu entbehren sind, da ohne sie der Ausführung des Missionsbefehls jede Sicherheitsgewähr fehlt. Der Wert der „Freimissionare," die gegenwärtig fast überall auftauchen, wird kritisch beleuchtet, und als durch die Erfahrung bestätigt der Satz hingestellt: „Absolute Independenz erweist sich immer unhaltbarer." Dann wird von dem „Subjekt der Sendung" gehandelt. Indem der Verfasser hierbei von Gott und dem von ihm gesendeten Sohn ausgeht, entwickelt er die römische und evangelische Auffassung und bezeichnet endlich als Subjekt der Sendungsveranstaltung im Blick auf den typischen Vorgang in Antiochien (Apostelgesch. 14, 1—4) „die auf Anregung von Propheten und Lehrern unter Antrieb und Leitung des heiligen Geistes handelnde Gemeinde." Die wichtige Frage, wie weit solche Veranstaltung kirchlich sein soll, wird dahin beantwortet, daß sie jedenfalls nicht staatskirchlich werden darf. Er erörtert das Verhältnis, in dem die freien Gesellschaften zur „amtlichen" Kirche stehen sollen, und nennt die Gesellschaften mit Recht Organe der Kirche. Dadurch, daß die Prüfung und Ordination der Missionskandidaten der Kirche obliegt, durch die Einheit im Bekenntnis und in den Grundzügen des Kultus und der Verfassung wird der Zusammenhang mit der Mutterkirche gewahrt, dagegen ist die spezielle Leitung der Missionare durch Organe der Kirche zu beanstanden. Den Vorschlag, daß das Kirchenregiment ein Wort bei der Gründung von neuen Gesellschaften mitreden soll, können wir nur billigen. Den ältern Gesellschaften sind gewisse Rechte von den Kirchen eingeräumt, z. B. die observanzmäßig bestehende Licentia concionandi*) für die Missionare; solche Rechte sollten nur dann neuen Gesellschaften gewährt werden, wenn sie kirchlich anerkannt sind.

Das wichtige Kapitel „die Missionsleitung" verbreitet sich zunächst über das Missionskomitee, seine Aufgaben und Befugnisse. In der Heimat liegen ihm ob die Fürsorge für die Einnahmen, die Berichterstattung, Verkehr mit der Missionsgemeinde und mit Behörden, die Gewinnung, Ausbildung und Versorgung der Missionare, in Bezug auf das Feld draußen die Wahl des Arbeitsgebiets und der Hauptstationen, die Führung der amtlichen Korrespondenz, prinzipielle Erledigung von Missionsfragen, Uebung von Disziplin, Visitation und Verhandlungen mit andern Gesellschaften. Die wichtige Frage nach den Organen, die das Komitee sich für Erledigung dieser Arbeiten schafft, wird dahin beantwortet, daß bei den größern Gesellschaften die Zeit als vergangen angesehen werden muß, in der die Verantwortung für die Erledigung dieser gewaltigen Arbeitslast auf die Schultern eines Mannes (Direktors) gelegt wurde, dem die übrigen Mitarbeiter, auch die theologischen, nur als Hilfskräfte zur Seite standen. Wir stimmen ihm bei, daß die Zeit für diese „patriarchalische Gemütlichkeit" um der wachsenden Ausdehnung der Arbeit willen vorüber ist. Uebrigens ist doch auch nicht zu erwarten, daß eine Persönlichkeit in allen Stücken für die verschiednen Arbeitsgebiete begabt sein wird, denn es handelt sich hierbei um litterarische Thätigkeit, um die Pflege der heimischen Missionsgemeinde, die Korrespondenz mit den Missionaren (oder ihre Leitung) und den Unterricht der Zöglinge.

*) Berechtigung zum Predigen.

D H

Auch in der „patriarchalischen" Epoche, die manche Gesellschaft durchgemacht hat, fehlte es da doch oft recht merklich in dem einen oder andern Stück. Dem seligen Goßner z. B. fehlte ebenso wie dem seligen Harms die Gabe, Missionare zu leiten, vollständig, und trotzdem stand ihnen niemand ergänzend zur Seite. Deshalb ist es richtig, wenn Warneck fordert, daß für jeden der Leiter, sagen wir Inspektoren, „unter klarer Kompetenzfixirung der Arbeitskreis genau regulirt wird, innerhalb dessen er einen Anspruch auf Selbständigkeit hat." Dabei ist wohl vorausgesetzt, daß nicht jeder ausschließlich dem ihm hauptsächlich zugewiesenen Geschäftskreise dienen soll. Am Unterricht der Zöglinge z. B. werden sich am zweckmäßigsten alle beteiligen, wenn auch einem die wirkliche Leitung und die Oberaufsicht über das Seminar überlassen bleiben muß.

Bei Besprechung der geordneten Vertretung der heimatlichen Missionsgemeinde durch eine Generalkonferenz empfiehlt Warneck eine neue Ordnung im Anschluß an die kirchlichen Verbände (Kreissynoden) anzustreben. Das alte Vereinswesen, das ja freilich recht lückenhaft geworden ist, scheint ihm nicht mehr lebensfähig zu sein. Es ist bekannt, daß gerade auf diesem Gebiet die alte Berliner Missionsgesellschaft, die hierbei wohl zunächst in Betracht kommt, neue Versuche macht. In diesem Stück werden jedenfalls die einzelnen Gesellschaften je nach den Verhältnissen sich ihre Wege selbst suchen müssen. Hier gilt das „Eines schickt sich nicht für alle." Indessen steht fest, daß wir gerade im Westen auch sogenannte „Vereine" und „Vereinsverbände" nur mit Hilfe der Geistlichen gründen und lebensfähig erhalten können. Der vom Verfasser gemachte Vorschlag findet wohl nur deshalb nicht allgemeine Zustimmung, weil die einzelnen Gesellschaften meinen, „Vereine" oder „Vereinsverbände" zur Wahrung ihrer speziellen Interessen nötig zu haben. Möchten nur recht viele Geistliche und Lehrer sich im einundzwanzigsten Kapitel unsers Buches Anleitung holen, wie sie Mission studiren und Gemeinden und Schulen dafür erwärmen sollen. Hier ist für sie eine wahre Fundgrube von Anweisung und Rat.

Der zweite Hauptabschnitt des Buches handelt von „den Gesandten." Außerordentlich beachtenswert ist, was hier über die Befähigung zum Missionsdienst gesagt wird. Besonders möchte ich dies Kapitel dem Studium von Geistlichen empfehlen, damit sie selbst ein Urteil gewinnen, ob der oder jener, der „Lust hat, Missionar zu werden," der weitern Beachtung oder Empfehlung an ein Missionshaus würdig ist. Man wird kaum glauben, daß selbst Leute angemeldet werden, die schon gerichtlich bestraft sind, und doch kommt dies und ähnliches vor. Aber auch die Leiter einer Gesellschaft oder die Leiter eines Missionsseminars werden mit größtem Nutzen den Ausführungen Warnecks folgen. Er stellt den Satz auf: „Das Charisma ist Voraussetzung zur Dienstverpflichtung." Gewiß! der gute Wille allein genügt eben bei keinem Beruf, am wenigsten bei dem schweren Missionsberuf.

Wo die für den „Beruf" nötigen Gaben nicht vorhanden sind, kann man „Berufung" nicht annehmen. Wir billigen, daß er den Besitz einer Anzahl Naturgaben für den Missionar fordert, auf deren Vorhandensein von manchen Seiten bisher wohl zu wenig geachtet worden ist. Zu diesen sind zu rechnen: körperliche Gesundheit, Sprachengabe, Sensus communis, Klugheit und praktischer Sinn. Ich möchte hinzufügen: Energie, die Gabe, Menschen geistig zu beeinflussen, und den Fleiß, den allgemeinen Drang zu nützlicher Thätigkeit, nicht zu verwechseln mit bloßem Eifer zum „Lernen." Ein allgemein faul veranlagter Mensch wird wohl nie ein brauchbarer Missionar werden. Köstlich ist, was er über die geistliche Befähigung zum Missionsberufe und über die speziell missionarischen Charismata, die Lehrgabe und Gabe der Leitung, sagt. Dabei vergißt er nicht, darauf hinzuweisen, daß selbstverständlich nicht jeder Missionar alle aufgeführten Gnadengaben in sich vereinigen kann. Wie die Apostel nach ihrer Eigenart einander ergänzten, so ergänzen einander auch unsre Missionare, und deshalb ist es eine äußerst wichtige Aufgabe der Missionsleitung, den rechten Mann an den rechten Ort zu stellen und eine Ergänzung der Gaben durch die Versorgung der einzelnen Gebiete mit verschiedenartig veranlagten Missionaren wirksam werden zu lassen.

Nur hinweisen wollen wir auf das, was über die Ausbildung von Missionaren gesagt ist, auch hier kommt Einsicht zu Wort, die nur durch Erfahrung gewonnen werden kann. Die auf S. 183—207 in ihren Grundzügen gegebne Lehrordnung für ein Missionsseminar ist gleichfalls höchst wertvoll. Ebenso licht und klar ist die Darlegung über die Notwendigkeit, Missionare mit Gehalt zu dotiren oder sonst ihnen wenigstens Unterhalt zu gewähren, über die Frage, ob der Sache mit der Ehe oder Ehelosigkeit der Missionare gedient sei, über das Einstellen von Gehilfen, Handwerkern und Aerzten sowie weiblichen Kräften zur Hilfe bei Erziehung der weiblichen Jugend. Mir will scheinen, daß man auch die Frage erwägen sollte, ob nicht die Aussendung von pädagogisch voll geschulten Lehrern für Seminare und größere Stationsschulen oder auch zur Schulaufsicht über eine Anzahl von Volksschulen an der Zeit sei.

Das ist der reiche Inhalt des Warneckschen Buches. Möchte recht vielen unsre Besprechung das Tolle, lege! zurufen, damit ein reger Meinungsaustausch über die Fragen entstehe, die hier behandelt sind. Ich glaube nicht, daß das evangelische, speziell das deutsche Missionsleben seine Klimax erreicht hat; die Warnecksche Missionslehre wird mit dazu helfen, daß die deutsche Missionsgemeinde bei weitern Fortschritten des Werkes nicht aufs ungewisse läuft, sondern gewisse Tritte thun lernt.

Einen Wunsch können wir nicht unterdrücken. Möchte das Buch ins Englische übersetzt werden! Es kann ein Mittel werden, gesundes Verständnis für biblische Auffassung des Werkes in Kreisen zu verbreiten, denen wohl nicht der gute Wille, der „Geist," wie sie sagen, fehlt, bei denen sich aber ein bedauerlicher Mangel findet an Nüchternheit und praktischem Erkennen dessen, was zur Erfüllung der erfaßten Aufgabe notwendig, ja unerläßlich ist. Es kann auch ein Mittel werden, die Einheit und Einigkeit der verschiednen evangelischen Kirchen zu befördern auf einem der wichtigsten Gebiete ihrer Lebensbethätigung, auf dem Gebiete der Heidenmission! Mky

Roseggers ausgewählte Schriften

2. Novellen, Erzählungen, Geschichten*)

Wer mit Rosegger Bekanntschaft schließen und ihn gleich von seiner besten und eigenartigsten Seite kennen lernen will, der muß die Waldheimat lesen. Dies Buch gehört zu den Edelsteinen in unsrer Litteratur und verdient fortzuleben, wenn der übrige Rosegger längst vergessen sein wird. Es sind „Erinnerungen aus der Jugendzeit," die der Dichter uns hier erzählt; er schildert sein eignes Leben, seine in rührender Dürftigkeit verbrachten und doch bereits von dem Morgenrot dichterischer Ahnungen vergoldeten Kindesjahre (Band 1) und seine Lehrjahre (Band 2), die ihn in eine Welt hineinzwangen, die so gar nicht die seinige war, und aus der er dann mit einem Schlage glücklich befreit wurde.

Was uns dies Buch so lieb und wert macht, ist die ungemeine Gemütstiefe, die aus jeder Seite spricht vom ersten Kapitel, wo der Großvater auszieht, sich eine Frau zu suchen, denn er ist der festen Ueberzeugung, daß für jeden Mann nur ein bestimmtes Weib auf der Welt lebe — bis zu dem ergreifenden Schlußkapitel: „Von meiner Mutter." — Ja, des öftern weiß uns der Dichter überwältigend ans Herz zu greifen. Da sind Schilderungen, Verhältnisse, Aeußerungen, die unser Innerstes rühren und erschüttern. Wie reden diese einfachen treuherzigen Menschen! Einen Zweifel kennt man da kaum; es ist alles noch handfester Glaube, wenn auch äußerlich, mythologisch, katholisch durch und durch. Die altväterlichen Sitten und Bräuche, mögen sie noch so schwerfällig und umständlich sein, werden gewissenhaft festgehalten und mit Andacht ausgeübt.

Und wie sich die Welt — Gott und die Welt in diesen Köpfen malt! Der Dichter steigt hinunter in den tiefen geheimnisvollen Schacht des Volkslebens und der Volksseele und hebt die wunderbarsten reichsten Schätze echtester Poesie, tiefsten Gemütslebens. Eine Probe davon aus dem Kapitel: Was bei den Sternen war. Die Ahne sitzt abends mit dem kleinen Enkel auf der Bank vor dem Hause und läßt sich von ihm über alles Mögliche und Unmögliche ausfragen. Sie kommen auch auf die Sterne zu reden, die so schön über ihnen leuchten. Da sagt die Großmutter:

> Jeder Mensch hat am Himmel seinen Stern, das ist sein Glücksstern oder sein Unglücksstern. Und wenn ein Mensch stirbt, so fällt sein Stern vom Himmel. — Ahndl, fragte ich, wo hast denn du deinen Stern? — Mein Kind, antwortete sie, der ist schon völlig im Auslöschen, den sieht man nimmer. — Und ist das ein Glücksstern gewesen? — Da schloß sie mich an ihre Brust und hauchte: Wird wohl so sein, du herzlieber Enkel, wird wohl so sein.

Anders sieht die junge Magd den Sternenhimmel an; sie sagt, er sei ein großmächtiger Liebesbrief Gottes an die Menschen und der Menschen unter sich.

> Wenn zwei Leut, die sich rechtschaffen lieb haben, weit aus einander müssen, so merken sie sich vorher einen hellen Stern, den sie beide von aller Fremde aus sehen können, und auf dem ihre Augen zusammenkommen.

Der ernste Vater sagt auf einer nächtlichen Wanderung zu dem kleinen Peter:

> Und jetzt schau zum Himmel auf, die Augen Gottes blicken auf uns herab. — Ei freilich, ich konnte mirs wohl denken, einer, der auf des Menschen Haupt die Haare zählt, muß hunderttausend Augen haben. Nun war es aber gar schön zu sehen, wie mir der liebe Gott mit seinen Augen zublinzelte, als wollte er mir etwas zu verstehen geben, ja — und ich konnte doch um alles nicht erraten, was er meinte.

Mit derselben kindlichen Phantasie wird auch das Innere des Himmels bevölkert. Auf die Frage, was der eben gestorbne „Wollzupfer-Michel" jetzt wohl im Himmel thun werde, giebt die Ahne ihrem vorwitzigen Enkelein den Bescheid: „Hell singen und tanzen wird er bei der himmlischen Musik, weil der heilige David harfenspielen thut." — Ueberhaupt eröffnet das Buch wiederum köstliche Blicke in die religiösen Anschauungen des Volkes; so die Schilderung der Wallfahrt nach Maria-Zell, die der Knabe mit dem Vater allein macht. Der krasse Aberglaube des letztern und die völlige Gedankenlosigkeit des erstern bei der ganzen Sache wird mit größter Sachlichkeit beschrieben. Es will mir überhaupt scheinen, als ob in den Schilderungen Roseggers die Männer in religiöser Hinsicht durchweg noch viel gedankenloser und abergläubischer erschienen als die Frauen. Es mag dies auch dem wirklichen Leben entsprechen: die Frau belebt immerhin durch Gemüt und Phantasie die starre Religionsübung, während der Mann das gesetzlich geforderte Pensum wie ein Geschäft abmacht und häufig dabei weder etwas fühlt noch denkt. Die katholische Religion ist eben überhaupt mehr eine Religion für die Frau als für den Mann. Der freier denkende Beobachter wird vielleicht dasselbe Maß von abergläubischer, nichtsdenkender Devotion bei einer Frau ruhig hinnehmen, das ihm, am Manne beobachtet, ein beklemmendes, ja widerliches Gefühl erwecken würde. Der bigotte Waldbauer in der „Waldheimat," der in der Wallfahrtskirche zu Maria-Zell sein „Gebitt gegen die Saukrankheit" mit derselben Andacht vorbringt wie sein Dankgebet für Errettung seines Kindes aus Todesgefahr, kann auf uns nur einen unangenehmen Eindruck machen; überhaupt, einen Mann zur Mutter Gottes flehen zu sehen, widerstrebt unserm Gefühl, nicht bloß unserm Verstand. Dagegen hat jenes

> Ach neige,
> Du Schmerzenreiche,
> Dein Antlitz gnädig meiner Not

in seinen tausend Variationen auf den andächtigen Lippen des Weibes immer etwas Ergreifendes, man mag darüber sagen, was man will. Dies weiß auch Rosegger ganz wohl, und er würde die Marienverehrung ungern missen, schon weil sie sich so schön poetisch verwerten läßt. Nicht selten sehen wir seine Mädchen und Frauen mit ihren Anliegen vor dem Bilde der Himmelskönigin knieen — teils dem unwillkürlichen Drange des Geschlechts folgend, der ihnen das Gebet zu der göttlichen Jungfrau und Mutter näher legt, teils aber auch mit dem bestimmt ausgesprochnen naiven Bewußtsein, daß mit der milden Mutter besser zu handeln sei als mit der gestrengen Dreieinigkeit.

Einmal, in der schönen Erzählung „Die Zuflucht der Sünder" („Dorfsünden"), spricht der Dichter deutlich aus, was

*) Vgl. Nr. 14.

er über die Marienverehrung denkt. Es heißt da von einem Mädchen:

Gern ließ sie die heilige Marienmythe an sich vorüberziehen und suchte nach einem Anker, an dem sie sich halten oder rechtfertigen konnte. Und jene zagenden Seelen, die sich nicht heranwagen zu dem ernsten, dornengekrönten Antlitz Christi, der kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten: jene Seelen finden Halt und Frieden bei der Mutter. Dieser süße mailiche Marienkultus ist die wahre begnadende nnd göttliche Seele des Katholizismus, die ihm die Herzen der Millionen sichert.

Doch kehren wir zurück zur „Waldheimat.“

Selbstverständlich gefallen uns auch nicht alle Szenen dieses reichhaltigen Bilderbuches gleich gut. Im zweiten Band („Lehrjahre“) dauert es oft länger, bis der Dichter jenen unmittelbar ans Herz greifenden Ton findet. Rosegger erlernte bekanntlich das Schneiderhandwerk und zog mit seinem Meister von Haus zu Haus „auf die Ster.“ Meister und Geselle wurden dabei in jedem Haus so lange einquartiert, bis die ganze Arbeit gethan war. Eine bessere Gelegenheit, das Leben und Treiben in diesen Waldhäusern kennen zu lernen, gab es natürlich nicht. Und so ist denn der Dichter fast unerschöpflich in Darstellung solcher Handwerker- und Bauerntypen, mit denen sein Beruf ihn zusammenführte. Die immer wiederkehrende Darstellung dieses ärmlichen Kleinlebens wirkt freilich etwas ermüdend; man vermißt frische Waldluft, ein gewisser Schneiderbrodem liegt manchmal auf diesen Schilderungen. Dabei fällt die Sucht auf, hie und da etwas Zweideutiges anzubringen, so namentlich in dem Kapitel „Sonntagswanderungen,“ das ziemlich stark darunter leidet. Als Motiv müssen natürlich vielfach die Sennerinnen herhalten; Rosegger nennt dies zwar „feine Abenteuerchen“ — sie sind aber meist von einer ziemlich bäurischen Derbheit. Der Dichter dürfte nicht vergessen, daß er nicht für ein naives Wald- und Gebirgspublikum schreibt. Dennoch liegt es mir gänzlich fern, ihn verdächtigen zu wollen, als hätte er selbst eine Freude an derartigen Zweideutigkeiten, oder als seien sie auf den Beifall einer gewissen Klasse von Lesern berechnet. Einer solchen Annahme widerstreitet der sittliche Ernst seiner sonstigen Schriften durchaus. Vielmehr scheint er mir ganz unwillkürlich dazu zu kommen, verleitet durch die lebendige Schilderung des Volkes und seiner Art zu reden. Wer Gelegenheit hat, ländliche Bevölkerung beiderlei Geschlechts unter einander sprechen zu hören, der weiß, wie wenig penibel sie in dieser Beziehung ist.

Immerhin fühlt man sich ein wenig erleichtert da, wo die Schicksalswende eintritt, wo der verkappte Dichter die Schneiderelle wegwirft und in sein eigentliches Element, ins Reich der Poesie einzieht, wie der verwunschene Prinz im Märchen. Aus dem Kapitel „Als ich davon ging“ klingt der helle glückliche Ton der Erlösung aus langer Gedrücktheit — der jubilirende Sang eines dem Käfig entronnenen Vogels. Jetzt nimmt auch die Darstellung wieder einen höhern Schwung, und alle ergreifenden, das Herz durchschütternden Töne findet der Dichter noch einmal in dem prächtigen Schlußkapitel: „Von meiner Mutter.“ „Das Beste in mir,“ sagt er, „ich habe es von ihr, sie hatte in sich eine ganze Welt von Poesie.“ —

Während die „Waldheimat“ ähnlich wie die „Aelpler“ und das „Volksleben in Steiermark“ mehr lose aneinander gereihte Szenen und Bilder vor uns entrollt, bietet uns Rosegger auch eine Reihe von größern romanartigen Erzählungen. Es sind dies: Heidepeters Gabriel — Die Schriften des Waldschulmeisters — Der Gottsucher — Martin der Mann — Jakob der Letzte. Ich glaube, diese Bücher werden von allen Roseggerschen Schriften am meisten gelesen, ohne daß ich doch finden könnte, daß gerade sie die einzigartigen Vorzüge seiner Muse am deutlichsten zur Geltung bringen. Mir hat die Lektüre der Roseggerschen Schriften vielmehr den Eindruck hinterlassen, als zeige sich seine eigentliche Stärke und Virtuosität mehr in der kleinen Erzählung als in größern Kompositionen. Im einzelnen sind auch diese ja überreich an wundervollen Szenen, Situationen, Schilderungen, Charakteren; aber im ganzen genommen hinterlassen sie doch nicht das Gefühl völliger Befriedigung. Sie sind fast alle bedeutend angelegt, es wird ein Thema angeschlagen, dessen Durchführung man mit Spannung

entgegensieht. Allein die Sache verläuft entweder im Sand, wie beim „Waldschulmeister,“ oder der Dichter muß, um der Sache ein Ende zu machen, zu einer furchtbaren, nicht immer ganz wahrscheinlichen Katastrophe seine Zuflucht nehmen, wie im „Gottsucher.“

Das letztere Buch ist inhaltlich wohl das bedeutendste, was Rosegger geschrieben hat. Die Szene spielt in mittelalterlichen Zeiten; die unheimliche Macht der Kirche, die mit ihrem Bann und Interdikt einer ganzen Bevölkerung das geistige und das materielle Leben geradezu unterbindet, ist vortrefflich geschildert. So lebendig ist die Darstellung, daß der Leser sich mitten hinein versetzt fühlt in die oft erschütternden, ja furchtbaren Situationen, die Rosegger vielfach mit grausiger Plastik schildert. — Nachdem der fanatische Priester des Bezirks im Auftrag der Gemeinde von dem unglückseligen Helden der Geschichte, Wahnfried, ermordet worden ist, kommt infolge der Maßregeln, die die Kirche gegen sie ergreift, über die Bevölkerung das drückende bange Gefühl, daß ihnen ihr Herrgott genommen sei. Die Folge dieses Gefühls der Verlassenheit von Gott und Menschen ist der völlige sittliche Ruin des Volks, das in die krasseste Barbarei und Unmenschlichkeit zurückfällt. Wahnfried, der den Seinigen durch seine That gleichsam Gott genommen hat, zieht sich in die Einsamkeit des Waldgebirges zurück und lebt dort als Einsiedler, um Gott zu suchen und in dem Gefundnen seinen unglücklichen Genossen die Erlösung zu bringen. Hier hätte nun der Dichter mit seinem Helden recht in die Tiefe gehen können, allein dies geschieht nicht; das Resultat, mit dem er schließlich hervortritt, ist ein ziemlich oberflächliches. Nachdem er nämlich mehrere vergebliche Versuche gemacht, unter der gänzlich verrotteten Bevölkerung als Reformator aufzutreten, verkündet er als der Weisheit letzten Schluß die Offenbarung, daß im Feuer die wahre Gottheit zu sehen sei. Er findet damit Anklang, weil in der Gemeinde merkwürdigerweise ein alter heidnischer Rest von Feueranbetung fortlebt. Daran anknüpfend baut Wahnfried nun einen Tempel ganz aus Holz für den neuen Gott. Am Tage der Weihe zieht die ganze Bevölkerung mit dem heiligen Feuer ins Heiligtum ein; Wahnfried als Hoherpriester bringt das gräßlichste Brandopfer dar, indem er Feuer an den hölzernen Tempel legt und sich selbst mit der darin eingeschlossenen Gemeinde verbrennt. Das ist die „Erlösung“ — im Grunde doch nur eine Vernichtung. Wahnfried ist eben überhaupt nichts weniger als ein Held; er ist ein Träumer, der sich in der Regel von den Verhältnissen schieben läßt, doch aber zeitweise den Drang fühlt, sich äußerlich zu bethätigen. Dagegen stehen ihm ganz prächtige Charaktere zur Seite, so namentlich der alte Gallo Weißbucher, der Feuerwart, und der mannhafte „Bart von Tärn.“ Diesen läßt der Dichter der lieblichen Sela gegenüber auch die Lösung des Rätsels, an der Wahnfried seinen unklaren Kopf verwirrt, rund und klar in den folgenden schönen Worten aussprechen:

Laß den Aberglauben sein, mein Kind! Wir stehen in der Hand Gottes. — Wir in der Hand Gottes? fragte Sela. — Laß dich nicht anfechten, wenn sie sagen, sie hätten uns den Herrgott weggenommen. So mächtig ist keiner, daß er das kann, so mächtig bist nur du selber. Der ewige Herr läßt sich nicht schenken und nicht nehmen. Wer ihn haben will, der hat ihn.

In diesem Gedanken liegt wirklich eine „Erlösung“ beschlossen, und hätte der Dichter ihn zur Lösung benutzt, so hätte er dadurch seiner Erzählung vielleicht eine tiefere, wenn auch freilich ganz andre Wendung geben können.

Auch von den übrigen der genannten größern Erzählungen ist zu sagen, daß sie im einzelnen viel Schönes und Vortreffliches haben. „Heidepeters Gabriel“ z. B., in dem sich übrigens sehr starke Anklänge an die „Waldheimat“ finden, ist ganz reizend geschrieben. Namentlich der erste Teil weist alle Vorzüge der Roseggerschen Darstellung auf. Der zweite Teil dagegen, wo der Dichter seinen Helden aus einem Wald- zu einem Weltmenschen werden läßt, ist eine moderne Liebes- und Heiratsgeschichte, in der, wie es scheint, eigne Erlebnisse des Dichters intimer Art dichterisch verwertet sind, die aber mit dem ersten Teil der Geschichte fast nichts mehr zu thun hat.

Martin der Mann beginnt sehr vielversprechend. Eine junge Fürstin, ganz in ländlichen Verhältnissen aufgewachsen,

kommt durch unvorhergesehene Ereignisse plötzlich zur Regierung. Sie ist gesonnen, ein durchaus volksfreundliches, liberales Regiment zu führen, ein Versuch, der kläglich im Sande verläuft. Martin „der Mann" tritt überhaupt erst im dritten und letzten Teil des Buches auf. Auch muß der Leser eine gehörige Portion von Unwahrscheinlichkeiten in Kauf nehmen, und der Autor scheint dies selbst zu fühlen, wenn er in der Vorrede sagt: „Wer sein litterarisches Gewissen beruhigt, wenn er diese Erzählung ein Märchen nennt, der mag es thun."

Kurz, man vermißt bei diesen Erzeugnissen die einheitliche strenge Komposition, die man doch von einem Kunstwerk verlangt; es fehlt die künstlerische Durcharbeitung und Abrundung, jenes eigentümliche klassische oder humanistische Element, das freilich mehr gefühlt wird, als beschrieben werden kann, und das wir bei unsern großen Dichtern zu finden gewohnt sind und noch immer hochschätzen. Freilich vermissen wir dies nur da, wo Rosegger sein eigentliches Gebiet, seinen heimischen Waldboden verläßt und schreiben will wie die andern. Für seine kleinen Erzählungen, für sein Buch der Novellen, die meist auch in Wald und Gebirg spielen, für seine Dorfsünden, Feierabende, Neue Waldgeschichten u. s. w. — für diese Sachen kommt ihm seine Unstudirtheit, wenn der Ausdruck erlaubt ist, vielmehr zu gute. Das beweist ein Vergleich der Dorfgeschichten Auerbachs mit denen Roseggers, der meines Erachtens sehr zu Gunsten dieses ausfällt, weil seine Schilderungen mehr dem wirklichen Leben entsprechen.

Natürlich ist auch von diesen kleinern Geschichten nicht alles gleich interessant; wer soviel erzählt wie Rosegger, kann unmöglich immer gleich gut erzählen. So kann ich an dem umfangreichen Band Hoch vom Dachstein gerade nichts Besondres finden; mit Ausnahme der ersten Erzählung „Der Adlerwirt von Kirchbrunn" besteht der Inhalt zum größten Teil aus skizzenhaften, recht legeren „Schildereien," die keinen tiefern Eindruck hinterlassen. Es ist eben nicht alles, was ein „Lodenjöppl" trägt, auch deshalb schon interessant.

Auch dem Geschichtenbuch des Wandrers möchte ich nur eingeschränkten Beifall zollen. Es sind zwei Bände. Die Geschichten des ersten spielen in der Gebirgswelt; da treffen wir wieder „die Sennerin und ihre Freunde," eine wirklich schöne Geschichte „Empor zu Gott," und sonst alte Bekannte aus der Waldheimat. Der zweite Band behandelt ganz moderne Stoffe, interessante, manchmal etwas gewagte Gegenstände und ist nach Roseggers eignem Ausspruch „nicht für höhere Töchter geschrieben, es wären denn ganz hohe." Manches davon erhebt sich aber nicht über das Genre gut erzählter Kalendergeschichten.

Dagegen zeigt sich Rosegger in seinem ganzen Glanze als Erzähler ersten Ranges in dem Buch der Novellen, das drei Bände umfaßt und eine Menge kleinerer, meist sehr ansprechender Erzählungen enthält, — und nicht weniger in den Schriften Dorfsünden — Neue Waldgeschichten — Höhenfeuer — Feierabende. Namentlich in den Dorfsünden finden sich Geschichten, die geradezu als mustergiltig für volksmäßige Erzählung gelten können; so die schon erwähnte „Zuflucht der Sünder", die prächtige Geschichte „Die Blumenmutter" und die fesselnde Erzählung „Der Dorfkaplan," die wiederum ganz in der spezifisch katholischen Gedankenwelt spielt und die Anschauung, die das Volk von seinen Priestern hat, trefflich zur Darstellung bringt. Nicht nur die Gemeindeglieder, alte wie junge, huldigen dem jungen Geistlichen, der aus der Gemeinde selbst hervorgegangen ist, wie einem Fürsten, wo er sich zeigt: auch die eigne Mutter sieht an ihm hinauf wie an einem Uebermenschen. Der Sohn wird einmal von der Mutter weg zu einem Sterbenden gerufen. Da heißt es:

> Geh, mein Kind, dachte ihm die Mutter nach, jetzt bist du nicht mehr der Weber-Nandl Sohn, jetzt bist der Bote vom lieben Herrgott; er schickt dich zu einem Sterbenden, und du bist heilig über die Heiligen, kannst Sünden verzeihen und die arme Seele in den Himmel einführen; bist wie der lieb Herrgott selber — und bist doch mein Kind. O wie glückselig, ich habe den Himmel schon auf Erden.

Allein der Sinn des Gottgeweihten wird durch irdische Liebe verwirrt, er nimmt seinen Abschied, und mit dem Nimbus der Weihe ist auf einmal alles dahin. Nun giebt es kein „Hochwürden," keinen Handkuß mehr. Nun ist er wieder der Anton Lattner wie ehemals, und wie er über die vertraute Schwelle seines alten Gönners tritt, fragt man ihn fremd und kalt nach seinem Begehr. Und was begehrt der entthronte Halbgott? Eine Schale warmer Suppe! — Diese tragische Wendung wird vom Dichter unendlich ergreifend geschildert. Ueberhaupt gehören die „Dorfsünden" wohl zu den glücklichsten Schöpfungen Roseggers.

Auch in dem Höhenfeuer finden sich recht gute Erzählungen, zum Teil humoristisch, wie die „Ehestandspredigt," die „Nottaufe," teils hochtragisch wie das „Ereignis in der Scheun," ja furchtbar, wie die „Christvesper." — Ebenfalls „lustige und finstre Geschichten" bieten die Feierabende, und zwar sind hier die finstern Geschichten entschieden packender erzählt als die lustigen, wie denn Rosegger eine ganz eigne Gabe besitzt, furchtbare Katastrophen zu schildern. — Endlich enthält der Band Neue Waldgeschichten noch eine ganze Reihe meist sehr hübscher Erzählungen. Dem Leser hier einen richtigen Begriff von der Fülle der Motive, von dem Reichtum der Phantasie des Dichters, von der Unmenge eingestreuter Anekdoten und Histörchen und von den vielen prächtigen Zügen im einzelnen zu geben, ist nicht wohl möglich. Rosegger geht mit seinem Stoff eigentlich verschwenderisch um, er erzählt oft auf ein paar Seiten, was ein andrer zu einem ganzen Buch ausspinnen würde. Dennoch scheint sein Vorrat fast unerschöpflich zu sein. Daß einem Leser, der beharrlich Band für Band durchliest, hie und da ein alter Bekannter begegnet, ist ja bei einer so umfangreichen Schriftstellerei nicht zu verwundern. Unterhaltend und anziehend bleibt Rosegger deshalb doch in den allermeisten Fällen. Namentlich die Art, wie er die Leute mit einander reden läßt, bleibt immer gleich bewundernswert. Er ist ein Meister in der Wiedergabe volkstümlicher Unterhaltung. Niemand redet bei ihm wie ein Buch, sondern jedes Wort ist Natur und Leben.

In der knapp gehaltnen Schilderung und Erzählung liegt die eigentliche Stärke unsers Dichters, und so können wir ihm nur wünschen, daß es ihm noch oft ergehen möge, wie in jener Sommerfrische, aus der er die Neuen Waldgeschichten mitbrachte, und von der er sagt: „Da schossen mir die Waldgeschichten auf wie Pilze."

P B—r

Verschiedenes

(Zum Fünften Evangelisch-sozialen Kongreß) ist nun von beiden Seiten, von Berlin und Frankfurt aus, nach Frankfurt a. M. Einladung ergangen. Es ist in überraschendem Maße gelungen, Männer aus allen Kreisen und politischen Parteien, zum Teil in angesehenster Stellung, bis hinauf zum Oberpräsidenten der Provinz, zu der Sympathiekundgebung zu vereinigen, die in der Frankfurter Einladung vorliegt. Um so lebendiger ist der Wunsch aller Nächstbeteiligten, daß diese fünfte Tagung des Kongresses sich recht ersprießlich gestalten möge. Zu den Herren Vortragenden haben wir das gute Zutrauen, daß sie das Ihre thun werden. Aber ausdrücklich darauf hinweisen möchten wir, daß das Gelingen des Kongresses nicht am wenigsten darauf ruht, daß von den alten Freunden im Norden und Osten eine gute Anzahl sich zu dem Opfer einer Reise nach Frankfurt entschließen. Nur so kann die Einheit der Stimmung und Gesinnung gewahrt bleiben, in der der Kongreß verhandeln und arbeiten muß. Daß es aus dem Westen und Süden an Besuchern nicht fehlen wird, hoffen wir zuversichtlich. N

(Ein böser Irrtum) In Nr. 14 des Evangelischen Gemeindeblatts für Rheinland und Westfalen bekamen wir Folgendes zu lesen:

„Dem Dr. Chr. Hülsen in Rom, der sich durch häßliche Angriffe auf die geplante Lutherkirche in Rom bemerkbar gemacht hatte, ist vom Papst Leo XIII. der Orden des heiligen Johannes vom Lateran verliehen worden. Diese Verleihung eines hohen päpstlichen Ordens an einen Protestanten wird nicht verfehlen, in weiten Kreisen Aufsehen zu erregen. Der genannte von Pius IV. gestiftete päpstliche Zivilorden (achtspitziges Kreuz mit der Devise Praemium virtutis et pietatis) ist seit Gregor XVI. zum erstenmale wieder verliehen worden. Die Verleihung ist erfolgt wegen der Verdienste, die sich Herr Hülsen durch die Bekämpfung des Planes der Erbauung einer deutschen evangelischen Kirche in Rom um die römische Kirche erworben hat. Ein in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben des Kardinalstaatssekretärs Rampolla beglückwünschte den neuen Ordensritter zu seiner Würde. — Hoffentlich zieht nun auch die Christliche Welt, in der Hülsen seine Angriffe losgelassen, von dem Manne ihre Hand ab."

An dieser ganzen Geschichte ist kein wahres Wort. Einen Orden des heiligen Johannes vom Lateran giebt es überhaupt nicht. Diese Dekoration hat sich der Erfinder der Notiz genial zusammenkomponirt aus dem Orden des heiligen Johannes der Malteser und

dem von Pius XI. gestifteten Zivilverdienstorden. Aus dem Gothaischen Kalender oder aus Brockhaus Konversationslexikon sind die Elemente der Fälschung für jedermann zu entnehmen. Was sonst von einem schmeichelhaften Begleitschreiben gefabelt wird, entbehrt ebenfalls jedes thatsächlichen Hintergrundes.

Da die Geschichte in einem so ernsthaften, schätzenswerten Blatte steht, dem wir keine Perfidie zutrauen, vermuten wir, daß es sie auf Umwegen erhielt und sich täuschen ließ. In letzter Linie wahrscheinlich von einem ultramontanen Spaßvogel.*)

Uns fällt es gar nicht ein, die Sache scherzhaft zu nehmen. Dieser böse Irrtum sonst trefflicher Menschen zeigt klar, wohin die konfessionelle Kampfesstellung führen kann; sie zeigt die schiefe Ebne, auf der unsre konfessionellen Polemiker von Fach sich leider befinden. Es ist nicht das erste Mal, daß ihre Kunst den Protestantismus nur kompromittirt.

Zu unserm Fall: welche Unterschätzung des Vatikans, wenn man ihm ernstlich zutraut, daß er für einen Artikel, der die Notwendigkeit einer evangelischen Gemeindekirche in Rom vom Standpunkte der römischen Protestanten aus bestreitet, schleunigst mit einem Orden antwortet. Kennen wir Papst und Papsttum im achten Jahre des Evangelischen Bundes noch nicht besser? Zugleich welche Ueberschätzung des Projekts! Und wozu von „häßlichen Angriffen" Dr. Hülsens sprechen, wo ein sachlich gehaltnes offnes Wort des Mannes vorliegt, der sein gutes protestantisches Recht hat, gehört zu werden. Die Frage, die er aufgeworfen hat, ob eine evangelische Gemeindekirche für Rom notwendig sei, läßt eine sachliche Verhandlung zu. Wie die Stimmung in Rom ist, hielten wir es für hohe Zeit, daß die Frage endlich offen verhandelt werde. Herr Pastor Terlinden weiß am besten, daß es nicht das erstemal ist, daß die Veranlassung, davon zu reden, an die Christliche Welt herantrat. Er weiß, daß gute Evangelische und gute Kenner der römischen Verhältnisse, die keinen Zusammenhang mit der römischen Botschaft haben, und noch ehe Frommel Botschaftsprediger war, ihre ernstesten Bedenken uns zur Verfügung gestellt haben. Die Christliche Welt hat es vermieden, in der Sache Partei zu nehmen, bis auf den heutigen Tag. Korrekter als wir Herrn Pastor Terlinden und seinem Plane gegenüber gehandelt haben, kann man nicht handeln. Wir wünschen aber dringend, daß unsre rheinischen Freunde uns nicht in die Lage bringen mögen, im Namen des Protestantismus uns gegen den Terrorismus aufzulehnen, den sie, wie es den Anschein nimmt, in dieser Sache auszuüben versuchen.

*) Wie wir soeben hören, stand die Nachricht zuerst in der Westdeutschen Zeitung, datirt: Dülken, den 1. April!!

Was Herrn Dr. Hülsen betrifft, so ist es uns eine angenehme Pflicht zu erklären, daß an der Lauterkeit und Sachkenntnis des Mannes für uns kein Zweifel besteht. Ob er in der Angelegenheit selbst Recht oder Unrecht hat, wird sich finden; ihn einfach mundtot machen zu wollen, ist eine Taktik, die der evangelischen Gemeindekirche in Rom unsers Erachtens mehr schaden als nützen würde. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 16 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Die Witwe eines Geistlichen sucht, gestützt auf gute Empfehlungen, für bald ev. später eine Stelle als Repräsentantin od. Gesellschafterin. Offerten erbeten: E R Guben, Friedrichstraße 30.

Gut empfohl. cand. min., Examina gut bestanden, sucht für sogleich oder später eine **Vikar- oder Hilfspredigerstelle.** Gefl. Anerbieten unter M N 12 an die Exped. des Blattes.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Lausanne
Boulevard de Grancy, Villa des Roses
Pensionat für junge Mädchen, geleitet von Miß Allmand und Mlle Fischer, wird bestens empfohlen durch Pastor Achenbach in Siegen, Westfalen.

Pfingstpredigten
Eine Sammlung von Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über Perikopen und freie Texte. Herausgegeben v. **D. Emil Quandt.** Prs. geh. 3 Mk. Geb. m. G. 4 Mk.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, oder gegen Einsendung des Betrages portofrei durch die Verlagsbuchhandlung
Fr. Richter in Leipzig, Königsstraße 8.

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
53. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.
Nr. 16: Der Handelsvertrag mit Rußland — Utopien eines Technikers — Die deutschen Redensarten — Das beabsichtigte Heinedenkmal — Bilder aus dem Westen. Von E. Below. 10. Amerikanische Frauen — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Schwarzes Bret

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.,
enthält Sexta bis Obersekunda des Gymnasial- und Realkursus, die Zöglinge sind zu je 10 verteilt auf 8 Anstaltshäuser, wo sie in den Familien ihrer Lehrer leben; dadurch individuelle Erziehung, gemütliche Anregung, energische wissenschaftliche Förderung auch bei schwächlichen Schülern ermöglicht. **19 Lehrer und Erzieher bei 106 Schülern.**
Prospekt durch **Rektor Kühne**

Evangelisch-sozialer Kongreß

Einladung

Nachdem der Evangelisch-soziale Kongreß viermal in Berlin getagt hat, will er in diesem Jahre seine Versammlung am 16. und 17. Mai in Frankfurt a. M. abhalten. Die Unterzeichneten sind zusammengetreten, um den Kongreß im Namen der Evangelischen Frankfurts und der benachbarten Landesteile zu begrüßen, und laden die Freunde der Sache zu den geplanten Verhandlungen auch ihrerseits ein. Das vom Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses veröffentlichte Programm ist das folgende:

Dienstag, den 15. Mai, abends 8 Uhr: Oeffentliche Vorversammlung mit Begrüßungsansprachen. (Alemannia)

Mittwoch, den 16., früh 9 Uhr: „Die soziale Frage und die Predigt," Professor D. Cremer aus Greifswald. (Saalbau) — Nachmittags 3 Uhr: „Die deutschen Landarbeiter mit besondrer Berücksichtigung der vorjährigen Enquete des Kongresses," Professor Dr. Max Weber aus Berlin und Generalsekretär Pastor Paul Göhre aus Frankfurt a. O. (Ebenda)

Donnerstag, den 17., früh 9 Uhr: „Die Gewerkschaftsbewegung," Amtsrichter Kulemann aus Braunschweig — „Die evangelisch-soziale Aufgabe im Lichte der Geschichte der Kirche," Professor D. Harnack aus Berlin. (Ebenda)

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß eine Bewältigung der sozialen Aufgaben nur dann zu erhoffen ist, wenn alle vorhandnen Organe und Kräfte unsers Volkslebens zu verständigem und eifrigem Handeln sich rühren. Der Evangelisch-soziale Kongreß ist durch die Ueberzeugung ins Leben gerufen worden, daß auch das Christentum und insbesondre das evangelische Christentum einen wesentlichen Beitrag sozialer Arbeit zu leisten habe. Auf breitester religiös-kirchlicher, wirtschaftlicher und politischer Basis, ohne gegnerische Haltung andern Konfessionen gegenüber, sammelt der Evangelisch-soziale Kongreß die Männer und Frauen, die den vorhandnen Bestand evangelischen Christentums in der sozialen Richtung mehr als bisher flüssig und lebendig machen möchten,

zu gemeinsamer Beratung. Kein festes Programm, keine Parteitendenz setzt hier einer freien Meinungsäußerung Schranken; der Wert der bisherigen Kongreßverhandlungen hat eben darin bestanden, daß die verschiedensten Geister hier einen gemeinsamen Boden für die ernste sachliche Auseinandersetzung gefunden haben, ohne die ein gemeinsames und zweckvolles Handeln nicht möglich ist. Und so wünschen wir dieser fünften Tagung des Kongresses in Frankfurts Mauern eine lebhafte Teilnahme und einen gesegneten Erfolg.

Frankfurt a. M., April 1894

Adickes, Oberbürgermeister — Hermann Andreae, Direktor der Frankfurter Bank

Back, Direktor der städtischen gewerblichen Fortbildungsschule — Werkführer J. Baerrn, Vorsitzender des Evangelischen Arbeitervereins — Robert Bansa, Bankdirektor — Pfarrer Dr. Basse, Konsistorialrat — Pfarrer Battenberg — Pfarrer Dr. Bauer — Julius Bauer, Bauunternehmer — Beck, Stadtrat — Behringer, Betriebsdirektor der Frankfurter Trambahngesellschaft — Dr. Benkard, Rechtsanwalt — Bernhard, Oberlehrer — Dr. Bleicher, Vorsteher des statistischen Amts — Bornemann, Stadtschulrat — Leonhard Heinrich Brofft, Privatier — Ludwig Burckhardt, Privatier

Max Collischonn, Kaufmann — Pfarrer Cordes — Pfarrer Correvon

Pfarrer Dr. Dechent — Dr. C. Diehl, Oberlandesgerichtsrat — Friedrich Wilhelm Dietz, Kaufmann — Dietze, Direktor des Vereins für chemische Industrie

Pfarrer D. Ehlers, Konsistorialrat

Lehrer Fehl, Stadtverordneter — Rechtsanwalt Dr. Fester, Stadtverordneter — Friedrich Finger, Kaufmann — Karl Finger, Kaufmann — Stadtrat Flinsch — Dr. Fresenius, Apotheker — Dr. Fresenius, Arzt — Dr. von Fritzsche, Fabrikbesitzer — Dr. Fromm, Arzt

Rektor Goetz — Professor Dr. Gotthold — Gräfe, Senatspräsident — Grimm, Stadtrat — Adolf Gruneliu s, Bankier — Wilhelm Günther, Bankier

Dr. Hagens, Oberlandesgerichtspräsident — Dr. Harbordt, Chef-Arzt — Justizrat Dr. Adolf von Harnier, Stadtverordneter — Professor Dr. Hartwig, Gymnasialdirektor — Lehrer Hefermehl — Heineken, Stadtrat — von Hergenhahn, Polizeipräsident a. D. — Dr. Heussenstamm, Bürgermeister — Karl Hoff, Kaufmann — Justizrat Dr. Humser, Vorsteher der Stadtverordneten-Versammlung

Professor Dr. Israel-Holzwart — Eduard Jassoy, Kaufmann und Graveur — Pfarrer Jatho — Dr. Jucho, Justizrat — Pfarrer Dr. Jung, Konsistorialrat — Dr. Jung, Stadtarchivar — J. L. Jureit, Hoflieferant

Dr. Kamp, Lehrer — Pfarrer Kayser — Kirchbach, Historienmaler — Pfarrer Dr. Krebs, Senior und Konsistorialrat — Professor Lic. Dr. Krebs

Hermann Labes — Rektor Lang — Alfred Lejeune, Kaufmann — Freiherr von Lersner, Amtsanwalt — Pfarrer Leydhecker — Dr. Lindheimer, Rechtsanwalt — Loewenstein, Aktuar der Stadtkämmerei — Pfarrer Lohmann

Professor Marx — Dr. Murhard, Oberlandesgerichtsrat

Pfarrer Naumann* — Carl de Neufville, Privatier

Oestreich, Lehrer — August Osterrieth, Buchdruckereibesitzer — Rechtsanwalt Dr. Oswalt, Landtagsabgeordneter und Stadtverordneter — Senator Dr. von Oven, Stadtrat — Karl Oxenius, Kaufmann

Dr. Pauli, Fabrikdirektor — Prediger Pauly — Pelissier, Oberlehrer — Petsch-Goll, Geh. Kommerzienrat — Dr. Ponfick, Rechtsanwalt — Robert Propach, Kaufmann

Pfarrer D. Rade* — von Reden, Erster Staatsanwalt — Dr. H. Rehn, Sanitätsrat — Dr. F. Rehorn, Lehrer — Professor Dr. Reinhardt, Gymnasialdirektor — Dr. Reinhardt, Oberlehrer — Professor Dr. Riese — Pfarrer Robert, Konsistorialrat — Rose, Brauereidirektor — Johann Heinrich Roth, Stadtverordneter — Carl Rumpf, Bildhauer

Rektor Schaefer — Dr. Schenck, Institutsvorsteher — Professor Dr. Schmidt-Metzler, Sanitätsrat — Carl Schoen, Kaufmann — Dr. Schrader, Landgerichtsdirektor — Schrader, Stadtrat — Schwarte, Fabrikdirektor — Professor Dr. Simon, Oberrealschuldirektor — Wilhelm Simons, Privatier — Dr. Sommerlad, Rektor

Pfarrer Teichmann — de Terra, Eisenbahndirektor — Professor Dr. Trommershausen

Dr. Varrentrapp, Stadtrat — Vatter, Oberlehrer — Georg Voelcker, Buchhändler — Dr. Voemel, Arzt — Vowinckel, Direktor

Walter, Realgymnasialdirektor — Dr. Weizsäcker, Direktor des Städelschen Kunstinstituts — Weydt-Varrentrapp, Direktor — Wilhelm Widmann, Kaufmann — Pfarrer Wolf — Woytasch, Oberstaatsanwalt — Carl Wilhelm Wunderlich, Buchführer

Dr. Zitelmann, Stadtrat

Bensheim: Professor Flegler, Seminarlehrer

Cassel: Graf Clairon d'Haußonville, Regierungspräsident — Dr. Fuchs, Generalsuperintendent — Lohr, Generalsuperintendent — Magdeburg, Oberpräsident — Poten, Oberpräsidialrat — von Trott zu Solz, Konsistorialpräsident — Werner, Generalsuperintendent

Darmstadt: Buchner, Geh. Oberkonsistorialrat — Dr. Goldmann, Wirkl. Geh. Rat, Oberkonsistorial-Präsident — D. Köstlin, Oberkonsistorialrat — Dr. Lindt, Vorsitzender des Mittelrheinischen Verbandes Evangelischer Arbeitervereine — Pfarrer Wenck,* Reiseprediger für innere Mission

Friedberg: D. Diegel, Geh. Kirchenrat — Rechtsanwalt Jöckel, Landtagsabgeordneter — Professor Dr. Weiffenbach

Gießen: Professor D. Baldensperger, Dekan der theologischen Fakultät — Dr. Laspeyres, Professor der Nationalökonomie — Professor D. Stade*

Hanau: Dr. Gebeschus, Oberbürgermeister — von Oertzen, Landrat

Heidelberg: Geheimer Hofrat Professor D. Merx, Dekan der theologischen Fakultät

Herborn: Professor Dr. Zimmer

Höchst: Adolf Diehl, Vorsteher der Stadtverordneten-Versammlung — Dr. Meister, Landrat

Kaiserslautern: Professor Krieg, Vorsitzender des Pfälzischen Verbandes Evangelischer Arbeitervereine

Laubach: Graf zu Solms-Laubach

Mainz: Professor Dr. Klein

Marburg: Professor D. Herrmann,* Dekan der theologischen Fakultät — Dr. Paasche,* Professor der Nationalökonomie, Mitglied des Reichstags — Dr. Rathgen, Professor der Nationalökonomie.

Messel: Pfarrer Dietz*

Offenbach: Justizrat Dr. Weber, Erster Präsident der zweiten Kammer der Stände des Großherzogtums Hessen

Rumpenheim: Pfarrer Lic. Eck*

Wiesbaden: Dr. Eiselen, Geh. Regierungsrat — Professor Fritze — Hochhuth, Oberlehrer — Pfarrer Lieber — Opitz, Konsistorialpräsident — von Reichenau, Geh. Regierungsrat — Freiherr von Reiswitz, Oberregierungsrat

---

Am 15. Mai von vormittags 9 bis abends 9 Uhr ist im Evangelischen Vereinshause, Neue Mainzer Straße 41 (8 Minuten vom Hauptbahnhof), am 16. und 17. Mai von 8 Uhr an desgleichen im Saalbau, Junghofstraße 19 (10 Minuten vom Hauptbahnhof) eine Geschäfts- und Auskunftsstelle für die Kongreßbesucher geöffnet.

Dreierlei Karten werden ausgegeben, die den Zutritt zu sämtlichen Versammlungen (einschließlich des Familienabends des Evangelischen Arbeitervereins am 16., abends 8 Uhr) vermitteln: Mitgliederkarten für 5 Mk., Teilnehmerkarten für 3 Mk., Zuhörerkarten für 1 Mk. Näheres darüber wird noch bekannt gemacht. Unentgeltlichen Zutritt haben Mitglieder der Evangelischen Arbeitervereine, die dem Arbeiterstand angehören, gegen Vorzeigung ihrer Mitgliedskarte, Studenten gegen Vorzeigung ihrer Studentenkarte.

Festessen und Festausflug findet den Traditionen des Kongresses gemäß nicht statt. Doch werden die auswärtigen Gäste in jeder Hinsicht durch das Büreau beraten werden.

Für Wohnung in Gasthöfen und bei Privaten (diese unentgeltlich) wird ebenfalls nach Kräften gesorgt werden. Wünsche erbitten wir uns, möglichst deutlich und genau, bis spätestens 1. Mai an die Adresse des **Herrn Vogel, Limpurgergasse 2 II.** Die Preise der Gasthöfe, die sich uns bisher zur Verfügung gestellt haben, halten sich zwischen 2,80 und 5 Mk. für Bett und Frühstück. Da in der Pfingstwoche Frankfurt von Fremden viel besucht zu werden pflegt, wird dringend angeraten, Wohnung vorauszubestellen, seis direkt oder auf dem angegebnen Wege.

Auch sonstige Anfragen sind an dieselbe Adresse zu richten.

Ein genaues Programm, auch die sich anschließenden Spezialkonferenzen umfassend, wird anfang Mai ausgegeben und auf Verlangen versandt werden.

Der Geschäftsausschuß

Die mit * Bezeichneten gehören dem Ausschuß des Evangelisch-sozialen Kongresses an.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig